

**Phasenland
(Leseprobe)**

Yves Gorat Stommel

Danksagung

an die Ruine des nie fertiggestellten – und mittlerweile
wieder abgerissenen – Freizeitparkes *Wonderland*
nördlich von Peking, die als initiale Inspiration für diese
Geschichte diente

Impressum

Phasenland
© Yves Gorat Stommel
2021

ISBN-13 (Druckversion): 979-8714724800

Lektorat:
Anja Koda

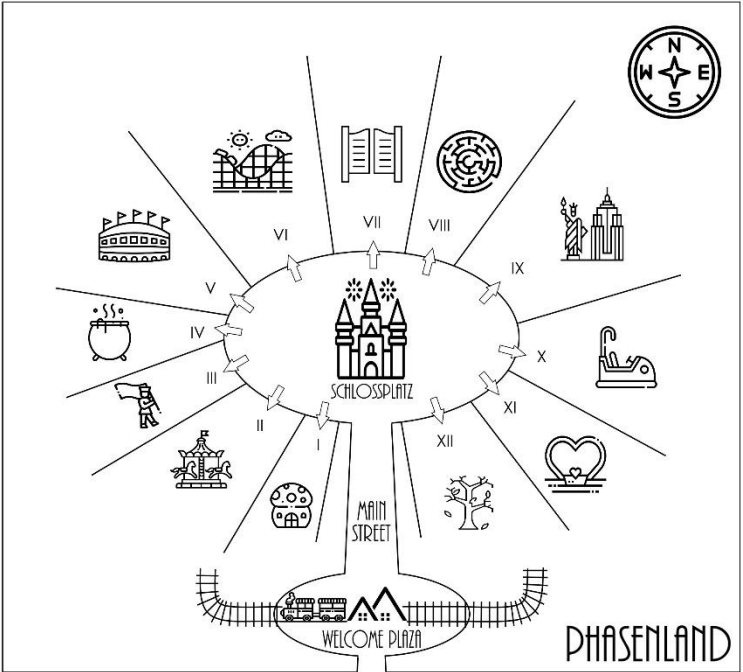
Coverabbildung:
Daniel Lieske

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook:
www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstrasse 14, 45127, Essen



PHASENLAND

Prolog

Er verlor keine weitere Sekunde. Die eine Seite der Zeitung zerknäulte er in der Faust, den Rest ließ er zu Boden fallen. Dann machte er auf dem Absatz kehrt.

Und rannte.

Seinen Rucksack, den Regenschirm, seinen eben gekauften Kaffee – alles ließ er am Kiosk zurück.

Bloß an der Zeitungsseite hing er wie an seinem Leben.

Fünfzehn Minuten blieben ihm noch.

Schneller und schneller schlugen seine Schuhe auf den Pflastersteinen auf, als er rechts und links an Leuten vorbeihetzte, Schirme aus dem Weg schlug, rote Ampeln ignorierend über Kreuzungen rannte und in der nächsten U-Bahn-Station verschwand. Böse Proteste erntend, drängte er mehrere Personen auf der Rolltreppe zur Seite, immer lauter »Aus dem Weg, bitte, gehen Sie aus dem Weg!« rufend. Er spürte, wie seine Lunge schmerzte, sein Herz gegen seine Rippen schlug, Schweiß ihm den Rücken herabrann. Aber er durfte nicht langsamer werden. Seine Zukunft hing davon ab.

»Verdammt!«, fluchte er, als er über einen übersehenen Koffer auf der Rolltreppe stolperte und sich beim Sturz die scharfe Kante einer Stufe in die linke Hand rammte. Die Blutung ignorierend, stolperte er weiter, schob mehrere Personen aus dem Weg und drängte sich in die U-Bahn. Obwohl das Abfahrtsignal bereits wenige Sekunden später tönte, kam ihm die Wartezeit wie Stunden vor.

Der Zug fuhr los – nun konnte er bloß warten. Er nahm die Brille ab, wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Ihm fiel seine verletzte Hand ein und er betrachtete zuerst diese und dann seinen Anblick in der Fensterscheibe. Ein roter Strich verlief quer über sein Gesicht. Egal. Irrelevant.

Er schaute um sich. Trotz der Stoßzeit und der vielen Fahrgäste hatte sich um ihn herum eine freie Zone gebildet. Mehrere Leute starrten ihn verunsichert und gleichzeitig neugierig an.

Sein Umfeld ignorierend, versuchte er das durchnässte Papier in seiner Hand zu entfalten, zerriss es aber stattdessen mit seinen zitternden Fingern. Es spielte keine Rolle: Die Adresse war ihm ins Gehirn eingebrennt.

Ungeduldig schaute er auf seine Uhr, dann auf den Fahrplan. Zwei Stationen hatte er bereits hinter sich gebracht, an der nächsten würde er endlich aussteigen. Er versuchte sich zu erinnern, wo dort die in das Stadtzentrum führende Treppe zu finden war, und entschied sich für die Mitte der Station. Momentan befand er sich vorne in der Bahn. Um nach dem Ausstieg Zeit zu sparen, begann er daher, sich durch die Menschenmasse einen Weg Richtung Mitte zu bahnen. Er zitterte immer noch vor Aufregung, sein Atem rasselte und seine Beine fühlten sich hohl an. Gleich mehrere Male blieb er an Schuhen oder Gegenständen hängen. Als die U-Bahn schließlich bremste, stürzte er, dabei fast einen älteren Herrn mit sich reißend.

Mit einer gemurmelten Entschuldigung rappelte er sich wieder auf und schoss wie aus den Startlöchern auf die Plattform, kaum, dass sich die Türen geöffnet hatten.

Er hatte sich richtig erinnert: Die Treppe lag kaum zehn Meter von ihm entfernt. Innerhalb weniger Sekunden hatte er sie erreicht und raste sie, immer drei Stufen gleichzeitig nehmend, hinauf.

Nun war es nicht mehr weit.

Seine Chancen standen nicht schlecht.

Kaum zehn Minuten war der Kauf der Zeitung her.

Welches Glück er gehabt hatte: Dass er gerade heute noch einmal in die Stadt gefahren war. Dass er sich entschlossen hatte, eine Zeitung zu kaufen. Das tat er eigentlich so gut wie nie!

Aber ... Ob die Zeit noch reichen würde? Unsicherheit machte sich bemerkbar, und er fluchte leise über seine aufkeimenden Zweifel.

Er bog um die nächste Ecke. Da war es. Da vorne. Sein Ziel. Dort würde sich zeigen, ob seine Mühen sich gelohnt hatten. Ein letzter Sprint über die Straße, ein lautes Hupen, eine Glastür – er hatte es geschafft!

Laut krachte die Tür gegen die Mauer, hektisch sah er sich um.

Eine etwa dreißigjährige Frau, dünn und mit markanter Nase, sah ihn von ihrem Platz hinter dem Empfang aus abwartend an.

»Ich ... bin hier ...«, keuchte er.

Sie hob bloß die Augenbrauen, schloss den Laptop, ließ ihn in ihrer Aktentasche verschwinden und stand auf.

»... wegen ...«

Sie fixierte ihn, dem Anschein nach kaum verwundert über diesen merkwürdigen Besuch.

Er holte tief Luft, legte die zerfledderte Zeitungsseite auf den Tresen, richtete sich auf, tippte mit dem blutigen Finger auf die Anzeige und presste hervor:

»Das bin ich!«

Links unten auf der bildfreien Seite stand in kleinen Buchstaben geschrieben:

*Sie tragen ein geflochtenes Lederband mit silbernem Anhänger,
sind neunundzwanzig Jahre alt, ansässig in Frankfurt und besitzen
die Initialen J. B. S.?*

*Heute, 12:05 Uhr in der Schopenhauerstraße 15, Firma
Amusement, Experiences & Co.*

Jean B. Sourire hob den zitternden Arm, zeigte auf seine Uhr. »Fünf nach Mittag.«

»Bitte hier entlang«, sagte die Frau und trat an ihm vorbei.

Initiierung

Vor etwa vierzehn Stunden war er noch durch die Frankfurter Straßen gehetzt. Jetzt zog eine deprimierend karge Savanne an seinem Autofenster vorbei.

Was für ein Kontrast!

Jean schüttelte langsam den Kopf. Was tat er bloß hier? Was hatte er sich eigentlich dabei gedacht? Ohne seinen persönlichen Antrieb – oder die Beweggründe der Firma Amusement, Experiences & Co. – zu hinterfragen, war er der Rezeptionistin zu einer vor dem Büro parkenden Limousine gefolgt. Schweigend war der Fahrer losgefahren, kaum, dass die Tür ins Schloss gefallen war. Als Jean das Ziel der Fahrt erkannt und darauf hingewiesen hatte, dass er keinen Reisepass bei sich trug, war er ignoriert worden. Tatsächlich hatte Jean seinen Ausweis nicht benötigt, da am Flughafen ein Privatjet für ihn bereitgestanden hatte und eine Identitätskontrolle somit entfiel. Der im Flugzeug auf ihn wartende Handkoffer hatte frische, ihm wie auf den Leib geschneiderte Kleidung enthalten. Den Rest des vermutlich um die neun Stunden dauernden Fluges hatte er in gespannter Erwartung verbracht. Bloß hin und wieder war er weggenickt, da die schnell aufziehende Dunkelheit – sie flogen offensichtlich nach Osten – seinen Biorhythmus durcheinanderbrachte.

Vom vereinsamten und staubigen Zielflughafen aus, war die ihm zugeteilte Limousine am frühen Morgen auf eine vierspurige Piste inmitten einer unendlich erscheinenden Einöde eingebogen. Der Asphalt war als letztes Indiz der Zivilisation verblieben. Darauf das einsame Fahrzeug, in dem Jean einem unbekanntem Ziel entgegenfuhr.

Trotz der abwechslungslosen Landschaft betrachtete Jean jedes an seinem Fenster vorbeiziehende Detail. Das rechte Bein hatte er angewinkelt, damit das, um sein Fußgelenk geflochtene Lederband in Reichweite bringend. Mit den Fingern rieb er nervös an dem daran befindlichen silbernen Anhänger. Kurz nach seiner Geburt hatte seine Mutter ihm das erste Bändchen umgebunden, viele waren seitdem gefolgt. Doch der Anhänger war geliebt. Er war schlicht, glänzte aufgrund des regelmäßigen Berührens und hatte die Form einer in sich geschlossenen Schleife. In der Mathematik stand das Symbol für die Unendlichkeit: ∞ . Und immer, wenn Jean nervös oder unruhig war,

fand er etwas Gelassenheit, wenn er mit den Fingern die Endlosschleife nachfuhr.

»Sie tragen ein geflochtenes Lederband mit silbernem Anhänger, sind neunundzwanzig Jahre alt, ansässig in Frankfurt und besitzen die Initialen J. B. S.?«, rezitierte er leise die Zeitungsanzeige aus dem Gedächtnis. »Das kann doch kein Zufall sein ...« Er merkte, dass er nach einer Begründung suchte. Eine Begründung dafür, dass er eine Anzeige als Anlass dafür genommen hatte, sein gesamtes Leben über den Haufen zu werfen. War es eine nachvollziehbare Entscheidung gewesen? War es nicht der reine Wahnsinn, wegen einer Annonce durch die Stadt zu hetzen, um sich dann um die halbe Welt transportieren zu lassen? Aber er hatte diesen unerklärlichen Drang gespürt. Als ob er keine Wahl gehabt hätte. Als ob er sonst die Chance seines Lebens verpassen würde. Denn die Anzeige war doch eindeutig auf ihn gemünzt gewesen!

Oder?

Er zog sein mobiles Telefon hervor. Kein Empfang. Aber er brauchte ohnehin bloß die Rechenfunktion. Basierend auf einigen Annahmen, schätzte er ab, dass die Zeitungsannonce bei einer Stadt der Größe Frankfurts statistisch auf nicht mal eine Person zutreffen würde. Und das war noch ohne Berücksichtigung des doch sehr spezifischen Hinweises auf den silbernen Anhänger um das Fußgelenk.

Nachdenklich sah er aus dem Fenster. Mit Ausnahme des einen oder anderen Busches und ein paar mickriger Bäume, hatte die Natur auf der anderen Seite der Scheibe nicht viel zu bieten. Nur die hohen Berge, die sie von allen Seiten einzukesseln schienen, geboten dem Auge Einhalt. Sie warfen noch relativ lange Schatten, während die Sonne langsam am Himmel hinaufkletterte.

Kein anderes Auto, kein Gebäude, nicht einmal ein Vogel.

Trostlos.

Jean massierte sich den Nacken, als er leichte Kopfschmerzen aufziehen fühlte.

»Wahrscheinlichkeiten«, murmelte er. Wie wahrscheinlich war es, dass es jemanden gab, auf den die Anzeige genau passte? Auf der anderen Seite hieß eine geringe Wahrscheinlichkeit an sich nicht, dass sie nicht auf jemanden – oder sogar auf mehrere Personen – zutraf. Wahrscheinlichkeiten waren für Menschen schwer zu fassen. Nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit würden, wenn unendlich viele

Schimpansen auf einer Computertastatur tippten, irgendwann unter anderem Mac Beth und jegliches andere Meisterwerk der Literatur dabei herauskommen. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung war eine Rechnung der großen Zahlen. Und da Menschen große Zahlen so schwer fassen konnten, wichen sie lieber auf Begriffe wie *Schicksal* oder *Zufall* aus.

»Wie lange brauchen wir noch?«, fragte Jean, sich an den Haltebügel klammernd. Die sinnvollere Frage wäre gewesen, wohin sie fuhren. Doch irgendwie scheute er vor dieser Frage zurück. Er befürchtete, die Antwort würde ihm nicht gefallen.

Der Fahrer machte nicht den Eindruck, als hätte er Jean gehört. Oder aber, er war angewiesen worden, Rede und Antwort zu verweigern. Niemand schien sich mit ihm unterhalten zu wollen. Weder der Fahrer in Frankfurt noch die Rezeptionistin noch die Flugbegleiterin. Der hiesige Chauffeur trieb das Ganze sogar einen Schritt weiter: Er verhielt sich, als wäre Jean unsichtbar. Doch vielleicht verstand er ihn auch einfach nicht? Er war eindeutig orientalischen Ursprungs, was Jeans Vermutung, er befinde sich in Asien, unterstützte.

Jean lehnte sich mit allmählich zunehmender Nervosität in seinem Sitz zurück und suchte die Steppe nach Hinweisen auf ihr Ziel ab. Er hatte keine Ahnung, wo in der Welt er sich befand – und im Umkehrschluss wusste auch keiner aus seinem persönlichen Umfeld, wo er abgeblieben war.

Einen Moment lang verspürte er eine gähnende Leere in der Bauchgegend. Was sagte es über ihn aus, wenn er einfach so in ein Flugzeug steigen und verschwinden konnte, ohne auch nur einer Seele davon zu erzählen? Es gab kaum jemanden, der sich über seine Abwesenheit wundern würde. Keine Familie, denn Geschwister hatte er keine, und seine Eltern waren vor drei Jahren gestorben. Er hatte nur wenige Arbeitskollegen, die er als freischaffender IT-Designer allerdings, wenn überhaupt, nur telefonisch kontaktierte. Bessere Bekannte gab es nur wenige, von echten Freunden ganz zu schweigen. Er war ein Einzelgänger – und ein verdammt einsamer dazu. Mit seinen neunundzwanzig Jahren hätte er sich eigentlich längst einen Freundesstamm aufbauen müssen. Leute, mit denen er sich unterhalten, ins Kino gehen oder sogar in den Urlaub fahren konnte. Doch er hatte keine Bekanntschaften, die mehr als ein flüchtiges »Hallo« hergaben. Außerdem fehlte eine romantische Beziehung. Der

Grundstein einer eigenen Familie. Stattdessen war er Hobby-Philosoph und verbrachte seine freie Zeit mit dem Lesen von passenden Zeitschriften und Büchern. Nicht die Ursprungstexte – die waren ihm oft zu komplex aufgebaut, zu geschwollen geschrieben. Er bevorzugte stattdessen die interpretierten Texte, aufbereitet für den Normalbürger. Bisher suchte er – darauf wies sein Verhalten hin – den Lebenssinn in der Isolation und in der Theorie, nicht in der Gemeinschaft und in der Praxis.

Vielleicht war genau diese magere Lebensbilanz der Grund dafür, dass er sich Hals über Kopf in dieses Abenteuer gestürzt hatte? Doch worauf war die Panik zurückzuführen, die er bei dem Auffinden der Zeitungsannonce verspürt hatte? Die Panik, er könnte zu spät sein? Stimte etwas nicht mit ihm? Was übersah er?

In derart selbstkritische Gedanken versunken, hatte Jean zwar bereits seit einiger Zeit auf die allmählich in Sicht kommende Baracke gestarrt, diese allerdings nicht bewusst wahrgenommen. Nun aber, als der Chauffeur entschleunigte, auf eine vierspurige Seitenstraße abbog und direkt auf den einstöckigen Bau zuhielt, erwachte Jean aus seiner Tagträumerei. Er rutschte in die Mitte der Rückbank, um durch die Frontscheibe das näherkommende Gebäude in Augenschein zu nehmen. Dabei wurde sein Blick abrupt durch etwas ganz anderes abgelenkt: Ein paar Kilometer hinter der Baracke und inmitten von nichts als trister, baumloser Steppe, tat sich eine Wand auf. Mindestens anderthalb Kilometer lang, strebte eine rosafarbene Mauer in die Höhe. Ein massiver Fremdkörper weitab der Zivilisation. Einzelne Gebäude überragten die Mauer. Unter anderem ein ... Schloss? Details konnte Jean noch nicht erkennen, was aber auch an der unruhigen Fahrt liegen mochte. Die Konstruktion dieser Seitenstraße war offensichtlich mit wenig Sorgfalt erfolgt. Umso stärker war seine Erleichterung, als das Schaukeln plötzlich ohne jede Vorwarnung ein Ende fand.

Der Wagen hielt an, der Motor erstarb.

Schweigend warteten sowohl Jean als auch der Fahrer auf ... ja, worauf denn? Im Rückspiegel suchte Jean den Blick des Chauffeurs, doch dieser schaute reglos auf die Baracke. Auch Jean lenkte seinen Blick erneut dorthin. Kaum fünf Meter breit und aus unverputzten, grauen Steinen gemauert, handelte es sich eher um einen Schuppen als um einen vollwertigen Bau. Zement trat aus den unregelmäßigen

Fugen hervor und ein Riss arbeitete sich entlang der Vorderseite von der unteren linken Seite aus zum Dach vor. Das Wellblech – nicht weniger grau als die Steine – ragte über die Mauern hinaus. Der Sinn davon mochte sich Jean nicht ganz erschließen, denn angesichts der Trockenheit konnte er sich kaum vorstellen, dass jemals ein stärkerer Regen abgewehrt werden musste. Das eintönige Grau des Konstrukts wurde nur an einer einzigen Stelle unterbrochen: Auf der weißen Plastiktür war ein großformatiger, farbiger Ausdruck angebracht. In Regenbogenfarben stand zu lesen:

*Firma Amusement,
Experiences & Co.
Reiseberatung*

»Das ist die Firma ...«, begann er, verstummte aber, als plötzlich die Tür der Baracke aufschwang.

Ein älterer Herr trat heraus. Umständlich wuchtete der etwa Fünfzigjährige eine Werbetafel ins Freie und lehnte sie gegen die Tür. Merkwürdigerweise schien er dabei die direkt vor ihm parkende Limousine nicht wahrzunehmen. Nach einer kurzen Pause, während der er sich die halblangen, grauen Haare aus der Stirn strich, griff er erneut nach dem Ständer und brachte ihn an seinen endgültigen Ort, einige Meter von der Baracke entfernt. Er positionierte das Schild so, dass der Pfeil darauf genau auf die Baracke gerichtet war. In ähnlich bunten Farben wie der Ausdruck an der Baracke, warb auch der Aufsteller für das gleiche Unternehmen:

*Das Erlebnis deines Lebens!
Firma Amusement, Experiences & Co.!
Deine persönliche Beratung, hier und heute!*

Verwundert beobachtete Jean, wie der Mann zufrieden sein Schild begutachtete und dabei langsam mit der rechten Hand an seinem gestutzten Vollbart entlangfuhr. Dann lief er zurück zum Eingang, nach wie vor keinerlei Notiz von dem Wagen und den zwei darin befindlichen Personen nehmend. Trotz seines fortgeschrittenen Alters zeugte der entspannte und aufrechte Gang von einem jung gebliebenen Körper.

Er verschwand wieder in seiner Baracke und schloss die Tür hinter sich.

Nervös wanderte Jeans Blick zwischen dem Chauffeur und dem Gebäude hin und her. Spielten sie ein Spiel mit ihm? Wurde von ihm irgendeine Aktion erwartet?

»Entschuldigung?«

Keine Reaktion.

Kurzentschlossen griff er nach der Tür, um sie zu öffnen. Doch die Zentralverriegelung war aktiviert, der Austritt blieb ihm verwehrt. Allerdings regte sich nun der Chauffeur und hob die Sperre mittels Knopfdruck auf.

Ohne zu zögern trat Jean hinaus. Trockene, warme Luft schlug ihm entgegen.

Kaum ließ Jean die Tür ins Schloss fallen, startete der Wagen. Ohne einen weiteren Blick an Jean zu verschwenden, lenkte der Chauffeur das Fahrzeug zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Aufgewirbelter Sand hüllte Jean einen Moment lang ein, und er hielt die Luft an.

Als der Sand sich wieder gelegt hatte, war Jean nicht länger allein. Der ältere Herr war erneut aus seinem Gebäude getreten und sah ihn freudestrahlend an. Oder war es ein anderer Mann? Der Vollbart und die grauen Haare waren geblieben, doch anstelle von Jeans und Hemd, steckte der Herr vor ihm in einem dunkelblauen Anzug. Maßgeschneidert, soweit Jean das einzuschätzen vermochte: Die schlanke und große Gestalt kam voll zur Geltung. Ein Zylinder saß kerzengerade auf seinem Kopf und spendete kaum Schatten in der noch schräg stehenden Morgensonne.

»Guten Tag! Jean B. Sourire, richtig?«

Jean konnte nicht anders: Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Endlich jemand, der mit ihm sprach!

»Freut mich.« Er ging auf sein Gegenüber zu, von der verlassenem Straße in den Sand tretend.

»Sergiy Jekorich mein Name«, begrüßte der Mann Jean mit einem Handschlag. »Gerne einfach nur Sergiy.« Seine Hände waren weich. Es waren die Hände eines Mannes, der mit dem Kopf und nicht mit dem Körper arbeitete. »Komm, komm!« Er ging voran und betrat das kleine Gebäude, das von Innen einen etwas besseren Eindruck machte. Auch wenn bis auf einen Schreibtisch und zwei Stühle kein

weiterer Einrichtungsgegenstand zugegen war, so waren die Wände immerhin weiß gestrichen und der Boden mit Fliesen ausgelegt.

»Ein Getränk?«, fragte Sergiy, schüttelte aber direkt den Kopf. »Nein, dazu können wir später noch kommen. Viel wichtiger ist die Antwort auf die Frage: Bist du bereit?«

Eigentlich hätte Jean ein Getränk gut vertragen können, aber er wollte nicht unhöflich erscheinen. Außerdem beschäftigte ihn die gestellte Frage. Wofür sollte er bereit sein? Er räusperte sich. »Nun ...«

Enttäuschung zeigte sich in Sergiys Gesicht, das aus der Nähe einen orientalischen Einschlag verriet. Er stand hinter dem Schreibtisch, die Hände auf die Oberfläche gestützt. »Zweifel?« Tief einatmend, gab er sich einen Ruck und sein Lächeln kehrte zurück. »Es ist die Unsicherheit, richtig? Nicht zu wissen, worauf man sich einlässt. Tja, mein Sohn, so ist das Leben: eine Reise ins Ungewisse!«

Nun musste auch Jean lächeln. »Das kannst du wohl laut sagen! Ich weiß nicht einmal, wo ich bin!«

»Das spielt auch keinerlei Rolle«, erwiderte Sergiy. »Wichtig ist vielmehr, warum du hier bist.«

Jean hoffte, Sergiy würde dies nun kundtun, doch der Mann lächelte ihn bloß an und schien vielmehr auf eine Aufforderung zu warten. Jean tat ihm den Gefallen: »Und warum bin ich hier?«

»Ganz einfach!«, freute Sergiy sich über die Frage, dabei auf seinem Holzstuhl Platz nehmend. »Weil du deine Chance wahrgenommen hast! Die Firma Amusement, Experiences & Co. bietet dir diese Gelegenheit, diese einmalige Möglichkeit, etwas Besonderes zu erleben.«

»Und diese Möglichkeit besteht woraus?«, wagte Jean sich vor, auf den zweiten Stuhl sinkend.

Sergiy schien vor Freude ein wenig zu wachsen, als er verkündete: »Aus dem Erleben des Phasenlands!«

»Phasenland?«

Mit ausgestrecktem Arm – und nicht wenig Pathos – zeigte Sergiy auf ein einzelnes Poster an der Wand hinter sich. »Phasenland!«

Unruhig rutschte Jean auf seinem harten Sitz hin und her. Bei dem Poster handelte es sich um eine farbige Zeichnung, nicht um ein Foto. Von seiner Position aus sah das abgebildete Areal wie ein Freizeitpark

aus. Einige Gebäude waren dreidimensional hervorgehoben, die Farben waren unnatürlich grell.

»Hier!«, ereiferte sich Sergiy und zog aus einer Schublade ein Blatt Papier hervor, welches das gleiche Motiv zeigte.

Neugierig überflog Jean die Zeichnung. Unten auf dem Plan befand sich der Eingang mit einem zweigeteilten, vorgelagerten Platz, *Welcome Plaza* genannt. Eine lange Promenade mit dem Namen *Main Street* schloss sich daran an. Sie führte zu einem runden, zentralen Platz, in dessen Mitte das für Freizeitparks obligatorische Schloss stand. Von dort aus führte eine Reihe an sternförmig abgehenden Wegen zu Gebieten, die lediglich mit Nummern versehen waren.

»Ein Freizeitpark?«, fragte er ungläubig.

»So etwas Ähnliches.« Die Begeisterung in Sergiys Stimme war nicht zu überhören.

»Und was ist meine Aufgabe?«

»Ha!«, freute sich Sergiy über diese Frage. »Ganz einfach: Deine Aufgabe ist es, alle Phasen zu besuchen.«

Jean warf einen weiteren Blick auf den Ausdruck vor sich. Von dem zentralen Platz gingen zwölf Gebiete ab.

»Die Nummern hier bezeichnen die Areale. Beziehungsweise heißen die in Freizeitparks oft Länder, richtig? Meinst du die, wenn du von Phasen sprichst?«

»Genau!«

In jedem Land war eine Hauptattraktion gekennzeichnet. Unter anderem eine Achterbahn, eine Geisterbahn und eine Wasserbahn.

»Und warum soll ich sie alle besuchen?«

»Diese Frage zu beantworten, deswegen bist du hier.« Sergiys selbstzufriedenem Aussehen nach, schien nun alles Wesentliche geklärt zu sein.

Jean sah dies anders. »Das hört sich nun eher nach zwei Aufgaben an. Ich soll den Freizeitpark besuchen – alle Phasen – und dabei außerdem herausfinden, warum ich das tue?«

Sergiy nickte.

»Erübrigt sich die zweite Frage nicht? Wenn ich mitmache, tue ich dies doch genau deswegen, weil ich dafür angeheuert wurde!«

»Aber ist das wirklich so?«, fragte Sergiy. Dabei stellte er nach wie vor sein, Jean nun langsam irritierendes, Lächeln zur Schau. Er hatte,

wie ein junges Schulmädchen, den Kopf mit beiden Armen auf dem Schreibtisch abgestützt und sah Jean erwartungsvoll an.

»Nun, einen Vertrag habe ich bisher nicht unterschrieben«, erwiderte Jean. »Aber ich bin davon ausgegangen, dass ...«

»Ein ausgezeichnete Punkt!«, unterbrach ihn Sergiy und öffnete mit gewichtiger Miene eine weitere Schublade. »Das hätte ich fast vergessen: der Arbeitsvertrag!« Vorsichtig zog er einen langen, rechteckigen Holzkasten hervor, den er mit Bedacht auf dem Schreibtisch abstellte. Dann schob er den Deckel beiseite. Im Inneren befanden sich zwölf Vertiefungen – in fünf davon lag jeweils eine Pille.

»Nimm eine. Nicht kauen, nicht lutschen, sondern direkt hinunterschlucken.«

»Welche?«

»Das ist deine Wahl.«

»Wofür sind sie?«

Sergiy ließ das Behältnis los und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Das Holz knarzte aufgrund der Belastung. Die Stimme des Mannes wurde nun zum ersten Mal nachdenklich, fast ernst. »Das ist dein Arbeitsvertrag. Dein Vertrauensbeweis.«

»Sind sie alle gleich?«

Sergiy zuckte die Schultern.

»Sind sie alle ungefährlich?«

Sergiy zuckte erneut die Schultern. Es sah merkwürdig kindisch aus.

»Nur damit ich das richtig verstanden habe«, sagte Jean. »Ich soll irgendeine Pille nehmen, von der ich nicht weiß, wofür sie gut ist? Um mein Vertrauen in die Firma zu beweisen? Eine Firma, die ich vor einem Tag noch nicht kannte?«

»Richtig.«

»Vertrauen ist doch eher ein bidirektionales Konzept. Was ist euer Vertrauensbeweis?«

»Immerhin haben wir dich um die halbe Welt geflogen«, gab Sergiy zu bedenken. »In einem privaten Flugzeug.«

»Okay«, lenkte Jean nach kurzer Überlegung ein. »Wenn ihr mich hättet umbringen wollen, um meine Organe am Schwarzmarkt zu verkaufen, dann hättet ihr das einfacher haben können.« Er lachte etwas gezwungen, um die Abwegigkeit dieser Idee zu betonen.

Zu Jeans Beunruhigung stimmte Sergiy nicht in das Lachen mit ein. Stattdessen fragte er mit zu einem Dreieck gefalteten Händen: »Wäre es denn überhaupt jemandem aufgefallen, wenn der Erdboden sich plötzlich aufgetan und dich verschluckt hätte?«

Die Frage kam unerwartet und traf Jean wie eine schallende Ohrfeige. Verunsichert sah er Sergiy an, der sich nun aufrichtete und ihn plötzlich wieder breit anlächelte. So, als hätte er diese derart persönliche und schmerzhafteste Frage nie gestellt.

»Es ist deine Entscheidung. Du weißt nicht, wohin die Wahl dich führen wird, doch du musst sie treffen. So ist das Leben. Jeden Tag aufs Neue. Jede Handlung, jede Entscheidung, beeinflusst deine Zukunft. Auch die Wahl, nichts zu tun. Zehnmal, hundertmal, tausendmal am Tag justierst du den Weg deines Lebens nach.«

Erneut lehnte Jean sich nach vorne und betrachtete die unscheinbaren, weißen Pillen. Sie hatten eine längliche Form und schienen von einer glänzenden Hülle umgeben zu sein.

Sergiy hatte recht: Was wartete zu Hause auf ihn? Und was hätte die Firma davon, ihn zu vergiften?

Kurzentschlossen griff Jean nach einer Pille und schluckte sie ohne weiteres Zögern hinunter. Dann lehnte er sich zurück – und wartete.

Zufrieden sah Sergiy ihn an. Er räumte den Plan des Freizeitparks wieder in die Schreibtischschublade und schloss den vor ihm auf der Tischplatte stehenden Schieber mit den vier verbliebenen Pillen.

»Warum waren eigentlich nur noch fünf von zwölf Pillen drin?«, fiel Jean plötzlich auf.

»Kannst du dir das nicht selbst beantworten?«, fragte Sergiy, während er den Holzkasten in der Schublade verstaute.

»Ich bin nicht der erste, der diese Vereinbarung mit euch einget?« Er nickte langsam. »Was ist aus ihnen geworden? Haben sie die Antwort auf die Frage gefunden? Die Frage, warum sie die Phasen besuchen mussten?«

»Leider ist auch diese Frage nicht leicht zu beantworten. Einige haben herausgefunden, warum sie die Phasen besuchen mussten. Und doch blieb die übergeordnete Frage unbeantwortet.«

»Hm«, überlegte Jean. »Hört sich alles recht philosophisch an. Spezifischere Aussagen bekomme ich wohl erst einmal nicht, vermute ich?«

Sergiy schüttelte lächelnd den Kopf. »Das liefe dem Ziel zuwider.«

Jean überlegte kurz: »Was wäre gewesen, wenn ich abgelehnt hätte?«

»Wir zwingen niemanden zu seinem Glück«, erwiderte Sergiy und zeigte zur Tür. »Der Weg zurück in das normale Leben stand dir immer offen.«

»Stand?«

Sergiy neigte bloß kurz den Kopf.

Jean verkniiff sich jeden weiteren Kommentar. Denn auch vor seiner Entscheidung hatte er keine wirkliche Wahl gehabt. Hinter der Tür breitete sich nichts als öde, staubige Landschaft aus. Kein Wasser, keine Nahrung, dafür ein mehrstündiger Fußmarsch – wenn man denn wusste, wohin man sich zu wenden hatte ...

»Folge mir!«, sagte Sergiy, als er an ihm vorbei trat.

Und wieder folgte Jean einem Wildfremden hinaus ins Freie.

Die breite Betonpiste vollführte kurz hinter der Baracke eine Linkskurve, um dann schnurstracks auf die deplatziert wirkende Mauer zuzuhalten. Eine rosa Grenze in einer braungelben Landschaft.

Jean befand sich in einem weiteren Auto – der dritte Wagen in weniger als vierundzwanzig Stunden. Das Fahrzeug hatte hinter der Baracke gestanden und war deutlich weniger luxuriös als die bisher von Jean genutzten Fahrzeuge. Er saß auf dem Vordersitz, denn diverse Kartons nahmen die Hinterbank des Zweitürers in Beschlag.

Sie schienen auf das Tor des Freizeitparks zuzuhalten. Es klappte als einzige Öffnung in der den Park umgebenden Mauer. Darüber zeichneten sich einige wenige Gebäude gegen den blauen Himmel ab. Als Mittelpunkt fungierte eindeutig das obligatorische Schloss.

»Sieht aus wie Disneyland«, sagte Jean leise. »Nur kitschiger.«

Langsam näherten sie sich dem Freizeitpark Phasenland. Rechts und links führten in regelmäßigen Abständen staubige Betonstraßen auf riesige Parkplätze. Die hier einst angepflanzten Blumenbeete waren längst von stacheligen Büschen verdrängt worden. Wildwuchs sprengte an mehreren Stellen die Betonflächen. Häuschen mit abblätternder rosa Farbe sollten vermutlich einst den Parkplatzwächtern Schutz vor der Sonne bieten. Mülleimer, geformt wie überdimensionierte Pilze, rosteten unbenutzt vor sich hin. Eine Fußgängerbrücke spannte sich über der Zufahrtsstraße, an beiden

Seiten von einem blassrosa Turm gekrönt. In der Mitte der Brücke prangte breit der Schriftzug *Phasenland*.

Direkt hinter der Fußgängerbrücke strebte die Parkmauer in den Himmel. Kein Mensch weit und breit, bloß Staub, Sand, Gestrüpp und eine riesige Bauruine.

Das Auto hielt vor dem Tor und Sergiy stieg aus.

»Hier hindurch und immer geradeaus, dann triffst du auf das Hotel«, erklärte er. »Ich verabschiede mich. Viel Erfolg!«

Damit legte er wieder den Gang ein und rollte bereits an, bevor Jean die Autotür richtig geschlossen hatte.

Der Wagen stob davon, Staub und kleine Steine aufwirbelnd.

Jean schaute nach links. Die rosa Mauer schien sich gefühlt unendlich auszudehnen. Nach rechts bot sich ein identischer Anblick. Er sah nach oben und erkannte, dass die Zinnen vorgelagert waren. Wie bei einer echten Burg. Das kindliche Rosa stand in eklatantem Kontrast zu der massiven Bauweise der Mauer. Auch hier zeigten sich Verfallserscheinungen, aber sie waren weniger offensichtlich: Risse im Beton, abgeblätterte Farbe und die ein oder andere kleine Pflanze, die ihren Beitrag zum Verfall der Mauer leistete.

Ein letztes Mal ließ Jean seinen Blick über den riesigen, leeren und damit umso trostloseren Parkplatz schweifen, dann wandte er sich der Pforte zu.

Geschätzte acht Meter breit und nicht viel weniger hoch, gähnte der Zugang zum Phasenland wie ein riesiges Maul in dem ansonsten eintönigen Wall. Die Umrandung des Tores war mit großen, grauen Steinquadern gesäumt, die sich aber bei genauerem Hinsehen als angemalter Beton herausstellten. Hoch über ihm ließen sich die Spitzen des Fallgitters ausmachen. Wurde dieses zur Nacht tatsächlich herabgelassen, oder handelte es sich bloß um eine Attrappe?

Zaghaft trat er durch das Tor. Eindeutiger Blickfang war ein, die gesamte Straßenbreite einnehmender und gute zehn Meter hoher, grüner Vorhang. Etwa fünfzehn Meter vom Eingangstor entfernt und an einer schmiedeeisernen Bogenkonstruktion befestigt, verhinderte er den tieferen Blick hinein in den Freizeitpark.

Jean drehte sich um die eigene Achse. Zu beiden Seiten der Einfallstraße befanden sich – etwas zurückgesetzt – mehrere niedrige Gebäude. An deren Wänden wiederum, fanden sich Prospekthalter und eingerahmte Poster. Sie schienen eher neueren Datums. Die

stilisierten Plakate zeigten unter anderem eine Geisterbahn, das Märchenschloss und eine Maya-Pyramide. Auf den Handzetteln wurde das für zwanzig Uhr angekündigte *Feuerwerk in Phasen* angepriesen.

Langsam ging Jean auf den Vorhang zu, der ihn von dem eigentlichen Park trennte. Erst als er näherkam, erkannte er, dass es sich hier nicht um das übliche Gebilde aus Stoff handelte. Der Vorhang schien aus einem grobmaschigen Netz zu bestehen, welches das Substrat bildete, auf dem Pflanzen und Grasmatten Halt fanden. Ein automatischer Mechanismus schien eingebaut zu sein, denn als Jean sich dem Vorhang auf wenige Meter näherte, teilte dieser sich in der Mitte und wich schwerfällig zu beiden Seiten zurück.

Das schrille Pfeifen alarmierter Vögel hob an und zwei Pfauen stoben erschrocken davon. Erstaunt hielt Jean inne.

Der ovale Platz vor ihm – es handelte sich vermutlich um das vorhin auf dem Plan gesehene *Welcome Plaza* – war in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich. Mit Ausnahme eines Fußwegs direkt vor und entlang den Gebäuden, gab es kein Straßenpflaster. Stattdessen wechselten sich Felsbrocken mit sandigen und erdigen Flächen ab und Wasser durchschnitt die Landschaft in Form von Rinnsalen und kleinen Bächen. Außer einem einzigen, zentralen Baum waren keine höheren Gewächse zugegen, sodass der Platz, der entfernt an eine Savanne erinnerte, mit einem Blick zu erfassen war.

Langsam ging Jean den linken Fußweg entlang. Die den Platz umgebenden Gebäude waren von unregelmäßiger Form und boten Nischen, Erker und schräge Oberflächen, auf denen sich sowohl Tiere als auch Pflanzen eingerichtet hatten. Obwohl bis auf wenige Ausnahmen nicht höher als vier bis fünf Stockwerke, vermittelten die Gebäude Jean das Gefühl, er befände sich in einem Tal inmitten einer Bergregion. Dazu trug wohl auch das imposanteste Gebilde des Areals bei: ein Konstrukt, direkt dem grünen Vorhang gegenüber. An der Basis dieses Gebäudes zeigten sich rechts und links bogenförmige Durchgänge, die gleichzeitig die Basis für eine den Platz überspannende Eisenbahnbrücke bildeten. Zumindest schloss Jean aufgrund der dort oben thronenden, gelben Eisenbahn darauf. Die Gleise verliefen damit parallel zu der vorderen Mauer des Freizeitparks. Direkt dahinter, und mit der Brücke eine Einheit bildend, wuchs ein massives Bauwerk in die Höhe, die gesamte Breite der *Welcome Plaza* einnehmend.

Fasziniert ging Jean direkt auf die Eisenbahnbrücke zu. Dabei kam er kurz von dem Fußweg ab und musste daher einem Felsen ausweichen. Er fragte sich, aus welchem Grund die Architekten von Phasenland bloß einen solchen Eintritt zu einem Freizeitpark gewählt hatten. Zugegeben: Die Idee, die Illusion eines natürlichen Gebirgstals durch künstliche Berge in Form von Gebäuden zu schaffen, war interessant. Eine gelungene Mixtur aus einzelnen artifiziellen Gebilden, die in ihrer Gesamtheit der Natur so merkwürdig ähnlich sah. Ein Versuch, die Natur zu kopieren und gleichzeitig zu funktionalisieren.

Jean wollte gerade innehalten, um das Gebäude vor sich genauer zu betrachten, als ihm ein Schild auffiel.

Phasenlandhotel

Mit Mosaiksteinchen gelegt, passte sich das blau-grüne Schild nahtlos dem Rest der Fassade an. Bloß, dass diese hier vorstand.

Neugierig ging Jean ein paar Schritte zur Seite und entdeckte auf der rechten Seite dieses Vorsprungs, unsichtbar für den frontal vor dem Bau stehenden Besucher, eine Tür.

Er hatte den Eingang zu dem Gebäude gefunden!

Lautlos glitt die Schiebetür zur Seite und Jean trat ein.

Das Innere des Phasenlandhotels griff die organische Formgebung des Außenbereichs auf: geschwungene Kurven und fließende Übergänge. Doch anstelle von Blau- und Grünnuancen dominierten hier warme Rot- und Orangetöne. Das Foyer war relativ niedrig gebaut und wie auf dem *Welcome Plaza* tropfte und rauschte auch hier überall Wasser. Kleine Brücken überspannten Rinnsale, Wasser lief an den Wänden entlang und spiegelte tausendfach das Licht.

Über den unebenen Boden ging Jean auf die Rezeption zu, die sich mittig an der Rückseite des Foyers befand. Eine einzelne Person stand hinter dem aus einem liegenden Baumstamm gefertigten Empfang. Der Mann blätterte in einem großformatigen Buch und machte hier und da eine Notiz. Als Jean herantrat, hob der Rezeptionist den Blick – und grinste breit.

»Willkommen im Phasenland, Jean!«

Jean konnte nicht anders: Er kniff die Augen zusammen. Dieser Bart, die Augen, die sich unter dem langen Gewandt abzeichnende aufrechte Statur. War das nicht ...

»Sergiy?«

»Entschuldige ... Wie bitte?«, erwiderte der Rezeptionist verwirrt.

»Sind Sie nicht ...? Sorry, Sie erinnern mich an Sergiy Jektorich.«

Der Rezeptionist lächelte breit und seine Augen funkelten, auch wenn sie unter seinem Turban im Halbschatten lagen.

»Mein älterer Bruder. Uns wird nachgesagt, eine gewisse Ähnlichkeit zu haben. Mein Name ist Ibrahim.«

Tatsächlich erkannte Jean nun, dass Ibrahim eher Anfang vierzig als um die fünfzig war.

»Ich stehe für die Dauer deines Aufenthalts ganz zu deinen Diensten«, fuhr der Rezeptionist indes fort.

»Dauer?«, hakte Jean ein. »Ich meine: Für wie lange ist denn reserviert?«

Mit gerunzelter Stirn blätterte Ibrahim in seinem Buch. »Wenn ich das richtig sehe, ist die Reservierung für zwei Wochen.«

Zugegeben: Der Zeitraum erschien Jean mehr als ausreichend für den Besuch eines Freizeitparks. Auf der anderen Seite fehlte ihm nach wie vor das Verständnis bezüglich der Aufgabe, die er hier zu bewältigen hatte.

»Zimmer 701 ist bezugsbereit«, stellte Ibrahim fest, auf eine Stelle in seinem Buch tippend.

»Sind noch andere Gäste da?«, wollte Jean wissen, während er seinen Blick durch die weitläufige und bis auf ihn und Ibrahim leere Lobby schweifen ließ.

»Dazu darf ich leider keine Auskunft geben«, erwiderte der Rezeptionist freundlich, aber bestimmt.

»Ich möchte ja nicht die genaue Anzahl wissen ...«, setzte Jean an, verstummte aber angesichts des plötzlich verkniffenen Munds Ibrahims. »Egal«, schloss er das Thema ab.

»Wunderbar!« Ibrahims Gesicht leuchtete sofort wieder auf. Er hämmerte auf die Klingel und wie aus dem Nichts erschien jemand vor der Rezeption. Erschrocken fuhr Jean zurück – unter anderem, weil er die neu hinzugekommene Person sonst gar nicht vollständig in Augenschein nehmen konnte. Der Mann war ein veritabler Riese! Etwa zwei Meter groß, mit einem Kreuz, das mindestens halb so breit war.

Dazu ein gewaltiger, kahler Schädel und einer Reihe an schwarzen Tattoos, die in geschwungenen Linien aus dem ebenso schwarzen Anzug am Nacken hinaufstrebten.

»Maori?«, fragte Jean, als er sich wieder gefangen hatte. Die Tattoos schienen ihm der neuseeländischen und damit der polynesischen Kultur zugehörig.

Der Riese antwortete nicht, sondern sah weiter schweigend auf Ibrahim, der ihm den Zimmerschlüssel überreichte. Mit seiner überdimensionalen Pranke nahm er die elektronische Karte in Empfang.

»Ja«, sagte Ibrahim indes. »Ein Maori. Sein Name ist Tane.«

»Ta-ne«, wiederholte Jean die einzeln ausgesprochenen Silben.

»Übersetzt bedeutet dies einfach nur *Mann*. In der polynesischen Mythologie ist Tane der Gott des Waldes und des Lichts. Er kreierte den Vogel Tui und ist in gewisser Weise für die Geburt der Menschheit verantwortlich.«

»Hm«, erwiderte Jean, unsicher, warum ihm nun plötzlich doch so viele Details mitgeteilt wurden.

Tane wandte sich Jean zu, schien einen Moment lang nach Gepäck zu suchen – und sah dann Ibrahim fragend an. Dieser schüttelte nur den Kopf, woraufhin Tane sich ohne weitere sichtbare Regung dem rechts von der Rezeption liegenden Fahrstuhl zuwandte, vorher aber noch Jean mit einem Kopfnicken zu verstehen gab, dieser habe ihm zu folgen.

Dem freundlichen Lächeln Ibrahims zufolge, sollte er genau dies tun, und so trottete Jean gehorsam dem Maori hinterher.

»Einen lehrreichen Aufenthalt!«, rief Ibrahim ihm noch hinterher, dann betrat Jean gleich nach Tane den, im Vergleich zu der Lobby, bemerkenswert unspektakulären Aufzug. Nicht verblendete metallische Oberflächen, Kratzer in Hülle und Fülle, ein einfaches und angelaufenes Eingabepanel, das auch in einem Lastenaufzug nicht fehl am Platz gewesen wäre. Reste eines Posters hingen an der Rückwand, zwei offene Kabel ragten aus der Decke in die Kabine hinab und eine Kamera überwachte die Fahrgäste. Tatsächlich schien die Kamera mit dem blinkenden, roten Lämpchen eines der wenigen Gegenstände zu sein, die hier drinnen einwandfrei funktionierten: Zwei der drei Glühbirnen in der Deckenplatte waren kaputt und auch das Display, das die Stockwerke anzeigen sollte, war nur teilweise in

Betrieb. So brauchte es etwas Fantasie, anhand der noch intakten Leuchtelemente die Stockwerkzahlen erkennen zu können.

Ruckelnd und quietschend arbeitete sich die Kabine nach oben, dabei auf seiner Bahn durch den Schacht hin und wieder gegen unsichtbare Hindernisse stoßend.

»Zeit für eine Wartung«, scherzte Jean und sah erwartungsvoll auf Tane, der aber keine Anzeichen zeigte, ihn verstanden zu haben. Still und regungslos sah der Maori auf die geschlossenen Türen.

Jean seufzte. Gerade erst hatte er sich wieder daran gewöhnt, dass Leute mit ihm sprachen!

Quietschend und mit sich fortlaufend änderndem Tempo gewannen sie an Höhe. Die Fahrt nach oben schien für den Fahrstuhl ein Kampf zu sein. Sogar das die Ankunft bestätigende *Ping* hörte sich mühselig an. Erst mit Tanes Hilfestellung öffneten sich die Fahrstuhltüren vollständig, um den Blick auf den dahinter liegenden Flur im siebten Stockwerk freizugeben.

Jean konnte nicht anders, als Tane fragend anzusehen. Es musste ein Missverständnis vorliegen! Doch der Maori gab ihm mit einer Geste zu verstehen, er solle die Kabine verlassen, und so trat Jean in die spärlich beleuchtete Fahrstuhllobby. Direkt dahinter vollführte der in beide Richtungen abgehende Gang einen langgezogenen Bogen, sodass die Sicht auf wenige Meter begrenzt war. Doch auch ohne diese architektonische Eigenheit hätte Jean kaum weit schauen können, denn bis auf vier kümmerliche Glühbirnen, die an ihren Kabeln von der unverputzten Betondecke herabbaumelten, existierten keine Lichtquellen. Weder Fenster noch eine Notfallbeleuchtung waren zugegen. Eine einzige Tür wurde durch die nackten Glühbirnen aus der Dunkelheit gehoben: direkt gegenüber von der Fahrstuhllobby lag Nummer 701.

Tane trat an ihm vorbei. Seine Schritte hallten nach, da sich nicht nur die Decke und die Wände in ihrem Rohzustand befanden, sondern auch der Boden. Es ließen sich noch die Arbeitsspuren der Handwerker ausmachen: die Markierungen von Leitungsverläufen sowie die Wischspuren der Latten, mit denen die Oberfläche des damals noch weichen Betons eingeebnet worden war.

Jean realisierte, dass das Hotelinnere nicht etwa verfallen, sondern vielmehr nie fertiggestellt worden war. Die Errichter des Gebäudes hatten zwar den äußeren Schein gewahrt, indem sie die Fassade und

auch die Lobby in vollem Glanz hergerichtet hatten, doch der Rest des Hotels war nie über das Stadium eines Rohbaus hinausgekommen.

Hoffentlich galt dies nicht auch für sein Zimmer!

Schwungvoll zog Tane die Zimmerkarte durch den dafür vorgesehenen Schlitz und ein grünes Lämpchen blitzte auf. Licht flutete in den Flur hinaus, als der Maori die Tür aufstieß und erneut Jean den Vortritt ließ.

Sein Verbleib für die nächsten etwa zwei Wochen bestand aus einem kleinen Flur, von dem rechts das Bad abging, und der geradeaus auf ein offenes Schlafzimmer führte. Links des Flurs befanden sich die üblichen Verdächtigen: ein großer Kleiderschrank mit Schiebetüren, direkt daneben ein paar Schubladen und wiederum daneben ein Kühlschrank, darüber ein paar Ablagen, auf denen sich ein Teekoher, zwei Tassen und zwei Teebeutel befanden. Das Schlafzimmer war relativ klein, sehr sparsam eingerichtet, bot aber immerhin einen Teppich und gestrichene Wände. Alles in allem war sein neues, temporäres Domizil sehr konservativ und nichtssagend eingerichtet: ein Doppelbett, zwei Nachtschränkchen, ein Schreibtisch mit einem einzelnen Stuhl, ein Sessel mit Fußablage sowie zwei Stehlampen. Die Möbel waren in einem dunklen Braun gehalten, der Teppich in Grautönen, die Wände waren beige.

Dennoch war Jean erleichtert. Denn nach dem Fahrstuhl und dem Flur hatte er Schlimmeres befürchtet. Immerhin war das Zimmer bewohnbar und sauber.

Seinen Rundgang fortsetzend, suchte er nun das Badzimmer auf. Auch hier nur das Nötigste, in möglichst funktioneller Form. Die Toilette und die Dusche direkt nebeneinander, ihnen gegenüber ein in der Ablage abgesenktes Waschbecken, darüber ein Spiegel. Er sah hinein.

Sein eigenes Aussehen erschreckte ihn. Ein müdes, hageres Gesicht mit dunklen Ringen unter tiefliegenden, braunen Augen. Das rechte war etwas niedriger im Gesicht platziert als das linke. Eine Anomalie, die ihm erst mit neunzehn Jahren aufgefallen war. Und die ihm auf Fotos und in Spiegeln seitdem immer sofort ins Auge stach. Dass ihn auch bis heute niemand auf diesen Schönheitsfehler angesprochen hatte, schmälerte nicht die Tatsache, dass es ihm nicht mehr möglich war, ihn zu übersehen.

Auf der Unterlippe kauend, strich er durch seine kurzgeschnittenen, dunkelblonden Haare. Geheimratsecken deuteten sich an. Auf der einen Seite hatte er noch ein jugendliches Aussehen, auf der anderen Seite klopfte das Alter bereits an die Tür. Und obwohl er die Jugend längst hinter sich gelassen hatte, war da immer noch der ein oder andere Mitesser!

»Verdammt!«, fluchte Jean, als er den roten Pickel am rechten Nasenflügel entdeckte. Mit einem Seufzen richtete er sich auf, straffte die Schultern unter dem dunklen Pullover und verließ das Badezimmer mit einem letzten Blick auf die kleine Dusche.

»Keine fünf Sterne, aber es wird reichen«, murmelte Jean, als er wieder in das Zimmer trat. Tane hatte die über die gesamte Höhe des Zimmers reichenden Gardinen geöffnet und stand vor dem eher kleinen Fenster. Licht umgab ihn, sodass er im ersten Moment wie ein extrem korpulenter Engel aussah. Als Jean hinzukam, trat Tane zur Seite, den Blick freigebend.

Und dieser verschlug Jean den Atem.

So ist das Leben ...

»Wow«, murmelte Jean immer wieder. Obwohl er nun schon mindestens fünf Minuten am Fenster stand, wusste er immer noch nicht, wohin er als nächstes schauen sollte. Der Großteil von Phasenland war von seiner Position aus nicht sichtbar, aber allein der einsehbare Ausschnitt war beeindruckend.

So breitete sich unter ihm ein weiterer Platz aus. Wobei ... Vermutlich war es bloß die zweite Hälfte des Platzes, von dem aus er das Hotel betreten hatte. Die Eisenbahnbrücke schien eine ehemals größere Freifläche – das *Welcome Plaza* – zu durchtrennen. Das Hotel hatte diese Teilung weiter zementiert. Es lag nun sozusagen quer im ursprünglichen Platz, der nun in zwei getrennte Teilbereiche aufgeteilt worden war. Einen ersten, der einem Tal nachempfunden war. Und einem zweiten, von dem aus man tiefer in den Freizeitpark vorstoßen konnte.

Jean's Blick folgte erneut der vom Platz wegführenden Straße. Sie markierte den eigentlichen Zugang zum Phasenland und führte schnurstracks auf das Zentrum der Anlage zu. Dort öffnete sie sich auf einen zweiten und gleichzeitig zentralen Platz des Parks. Dieser war von einer relativ hohen Mauer umgeben, auf der die Gleise der Eisenbahn entlangführten. Die Fahrgäste konnten somit in aller Ruhe das Prunkstück des Freizeitparks bestaunen: das sich zentral auf dem Platz erhebende Märchenschloss.

Von seinem Fenster aus konnte Jean bloß einige der zwölf Länder des Freizeitparks ausmachen. Es war nicht ganz leicht, die Grenzen zwischen den Ländern zu identifizieren, da diese nur teilweise durch Mauern markiert waren, vor allem aber, weil der Park erstaunlich groß zu sein schien. Trotz seiner erhöhten Position verlor sich der Blick zum hinteren Teil des Parks an Bäumen, Gebäuden und Attraktionen. Er glaubte, eine Achterbahn ausmachen zu können, ein Riesenrad sowie die Maya-Pyramide, die er bereits auf dem Plakat am Eingang zum Park gesehen hatte. Der Großteil der sichtbaren Strukturen bestand jedoch aus geschlossenen Gebäuden, deren Fassaden zwar attraktiv dekoriert sein mochten, von oben ausgesehen aber kaum Interesse weckten.

Gerade versuchte Jean mit halb zugekniffenen Augen Details an einem der Gebäude tiefer im Park auszumachen, als es klingelte.

Tane öffnete die Tür und sah nach rechts und links bevor er einen fahrbaren Tisch hereinschob. Der schweigsame Begleiter platzierte den Tisch neben dem Bett und zog den Schreibtischstuhl heran. Anschließend setzte er sich in den abseits stehenden Sessel und nickte Jean freundlich zu.

»Mein Mittagessen?«, fragte Jean, auf den weiß gedeckten Tisch zugehend. »Danke!«

Urpötzlich meldete sich der Hunger, der sich bisher der Anspannung und der Neugierde untergeordnet hatte. Die Hühnerbrust, den Reis und das Mischgemüse verschlang Jean wie ein seit Wochen hungernder Schiffbrüchiger. Ihm war es sogar egal, dass sich ein paar Tropfen Fett am Kinn sammelten. Erst als sein Teller leergeräumt war, lehnte er sich zurück und nutzte die Serviette zur Grobreinigung seines Gesichts. Als er die amüsierte Miene des Maori bemerkte, waren ihm seine schlechten Tischmanieren nun doch etwas peinlich.

»Sorry, hatte ziemlichen Hunger. Im Flugzeug konnte ich heute Morgen irgendwie nicht essen – Nervosität, vermutlich.«

Keine Antwort.

Nachdenklich sah Jean den Mann an. War er so etwas wie sein persönlicher Diener? Falls dies der Fall sein sollte, dann war die Auswahl schlecht erfolgt, denn der Maori schien kein Wort von dem zu verstehen, was Jean von sich gab. Oder durfte er bloß nicht mit ihm sprechen?

»Verstehst du mich überhaupt? Do you understand me? Begrijp je mij? Me entiendes? Comprends tu? Ting de dong ma?« Damit war Jeans Sprachschatz erschöpft. Leider reagierte Tane bei keiner der Fragen, sondern sah ihn bloß geduldig an.

»Tja«, zuckte Jean die Achseln. »Ohne die Sprache sind wir doch alle wie die Tiere.« Er erschrak über seine eigenen Worte. »Also, so war das nicht gemeint.« Er drehte den Stuhl in Richtung Tane, stützte sich mit den Unterarmen auf die Beine und drehte die Handflächen nach oben. »Was ich sagen wollte, ist, dass wir ohne das Werkzeug der Sprache ineffizient sind. Wie unser Austausch gerade jetzt. Stell dir vor, ich müsste dir komplexe Zusammenhänge mit Gebärden erläutern. Kaum möglich! Worte und Sprache sind essenziell. Symbole. Viele Evolutionsforscher sehen die Abstraktion, die Nutzung von

Symbolen sogar als wesentlichen Schritt hin zur Entwicklung des Menschen. Hin und wieder ertappe ich mich sogar dabei, dass ich rein in Worten denke, nicht in Bildern und Gefühlen. Geschriebene Worte vermitteln Bilder, Information, Gefühle. Wie zum Beispiel diese Anzeige, die ich gestern in der Zeitung las.«

Er bremste sich, atmete tief durch. Schon immer litt er unter der Eigenheit, bei wissenschaftlichen und philosophischen Themen seinen Gedanken und Worten keinen Einhalt bieten zu können. Seit er vor gut einem Jahr im Laden auf die Zeitschrift *Philosophie für alle* gestoßen war, nutzte er fast seine gesamte Freizeit für das Nachvollziehen philosophischer Ansätze.

Stille legte sich über den Raum. Bloß die Klimaanlage rauschte leise. Ob er wohl Nachbarn hatte?

»Diese Anzeige ...«, kam er auf seinen eben angesprochenen Punkt zurück. Schweigend sah Tane ihn an. »Ich meine: Die war derart spezifisch, dass sie doch eigentlich für mich geschrieben sein musste, oder? Zufall ausgeschlossen?«

Keine Antwort. Aber der Maori wandte sich auch nicht ab, sondern blickte Jean geduldig, fast freundlich an.

»Wobei wir damit bei einem meiner Lieblingsthemen sind: dem Zufall.« Jean schüttelte langsam den Kopf. »Ich habe immer schon meine Schwierigkeiten gehabt, an das Konzept des Zufalls zu glauben.« Kurz hielt er inne, entschied sich dann, dass es angesichts der vermuteten Sprachbarriere eigentlich keinen Grund zur Zurückhaltung gab. Blamieren konnte er sich kaum. »Warum, möchtest du wissen? Eine gute Frage! Du bist ein dankbarer Gesprächspartner ...« Er lächelte, war sich dabei allerdings nicht sicher, ob angesichts seines Scherzes, oder um seine Unsicherheit zu überspielen. »Also, es ist ganz einfach. Ich brauche nur bei dem größten Zufall von allen anzufangen: Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass genau ich ein Bewusstsein in diesem Körper hier entwickelt habe? Wie wahrscheinlich ist es, dass jede einzelne der Tausenden Generationen vor mir ihre Gene derart weitergegeben hat, dass es genau mich heute gibt? Was wäre gewesen, hätten meine Eltern in der Nacht meiner Zeugung den Akt auch nur eine Sekunde länger hinausgezögert? Ein anderes Spermium wäre zum Zuge gekommen, und ich wäre nicht ich gewesen. Jedes historische Ereignis seit dem Big Bang muss genau so stattgefunden haben, damit ich heute hier stehe.«

Tane blieb bei seinem teilnahmslosen, aber freundlichen Blick. Ein Blick, den man mit gutem Gewissen auch als Aufforderung zum Weiterreden auffassen konnte.

»Für jedes einzelne, historische Ereignis vor meiner Zeugung – und war es noch so furchtbar – muss ich im Grunde dankbar sein. Für alle Kriege, sogar für den zweiten Weltkrieg. Hätten die Nazis damals nicht Millionen Menschen ermordet, so wären meine Großeltern sich nicht begegnet. Sie hätten meine Eltern nicht gezeugt und diese damit auch nicht mich. Die zwingende Logik wäre dann: Ja, ich bin aus purem Egoismus dankbar für den zweiten Weltkrieg!« Nachdenklich fügte er hinzu. »Zumindest, solange ich der Meinung bin, dass ein einziges Leben zu leben besser ist, als nie existiert zu haben.«

Einen Moment lang wurde es still im Zimmer. Seine Aussagen waren provokant, wenn auch im Kern auf seine eigene Person bezogen richtig. Er zog sein mobiles Telefon hervor. Ein kurzer Blick auf das Display zeigte ihm, dass es weiterhin keinen Empfang gab. Er schaltete das Gerät aus, um die Batterie zu schonen. Dann zog er die Beine auf den Stuhl und massierte sich die Unterschenkel.

»Auf der anderen Seite ...«, fuhr er fort, »... kann man es auch so sehen: Wäre nicht dieses eine Bewusstsein da, das ich als *Ich* bezeichne, dann halt ein anderes an meiner statt. Ich würde zwar nicht existieren, wüsste aber auch nichts von dieser verpassten Chance. Somit gibt es Milliarden mal mehr Existenzen, die niemals existierten, darüber aber auch nicht traurig oder frustriert sein können, da es sie ja nie gegeben hat. Eine Art Abwandlung des anthropischen Prinzips.« Er suchte die richtigen Worte: »Ein immer wieder kontrovers diskutiertes Prinzip, das alle paar Monate in den einschlägigen Zeitschriften erneut aufgegriffen wird. Es besagt – in aller Kürze –, dass ich mir nur Gedanken über meine Existenz machen kann, weil es mich gibt. Gäbe es mich nicht, so könnte ich mich darüber auch nicht wundern. So ist das Leben.«

Zufrieden mit der formulierten Logik wandte Jean sich seinem Nachtschisch zu und schlang das Stück Kuchen in drei großen Bissen hinunter.

Es klingelte an der Tür.

Tane hatte die Klinke bereits in der Hand, bevor Jean auch nur aufgestanden war. Der Maori sah rechts und links den Gang hinunter und hob dann die kleine Schachtel auf, die vor der Tür abgestellt

worden war. Er reichte sie Jean, aber nicht ohne vorher die Tür wieder geschlossen zu haben.

»Du bist also eher mein Bodyguard«, scherzte Jean, während er die kleine, weiße Papierdose öffnete. Eine einzelne Pille lag darin. Er hielt sie gegen das Licht: Durchsichtige Gelatine umhüllte ein weißes Pulver. Lächelnd hielt er sie dem Maori hin: »Zimmerdiener, Bodyguard und Vorkoster?«

Tane verneinte mit einem kurzen Kopfschütteln.

»Alles klar«, verstand Jean. »Einige Risiken muss man wohl selbst eingehen, richtig? Probieren geht über Studieren. Das Leben ist eine Reise ins Ungewisse. So oder so ähnlich hatte Sergiy das doch formuliert? So ist das Leben?«

Tane griff nach dem Wasserglas auf dem Esstisch und zeigte dann auf den Sessel. Gehorsam setzte Jean sich, die Pille nach wie vor in der Hand. Er nahm das Glas entgegen.

»Vertrauen«, murmelte er, während er die Pille ansah und erneut an Sergiy denken musste. Er drehte die Kapsel zwischen den Fingern. Unnützerweise, wie er nur zu gut wusste: Am Aussehen allein würde er kaum ablesen können, was sich darin befand. Auf der anderen Seite wäre es nicht die erste geheimnisvolle Pille, die er heute zu sich genommen hatte. »Schließen wir basierend auf dem bisherigen Verlauf des Aufenthalts darauf, dass mir hier nichts angetan werden soll. Und falls doch: So ist das Leben. Vollständig berechenbar ist es nie. Und das macht wohl zumindest einen Teil des Reizes aus.«

Damit nahm er die Pille in den Mund, schluckte sie hinunter und spülte mit einem Schluck Wasser nach.

Nachdenklich hatte Tane das letzte Selbstgespräch verfolgt. Zu Jeans großer Überraschung griff er einen einzelnen Satz aus seinem Monolog auf. In gebrochenem Deutsch, gerade, bevor es Jean plötzlich dunkel vor Augen wurde und er das Bewusstsein verlor, sagte der Maori:

»So ist das Leben ...«

Phase 1

Er wachte auf. Nein, das traf es nicht ganz. Vielmehr *versuchte* er aufzuwachen. Zwar begann er seine Umgebung wahrzunehmen, doch gleichzeitig schien er dies nicht bewusst zu realisieren. Er handelte automatisch, reagierte unbewusst auf äußere Reize, wie von einem vorprogrammierten Mechanismus gesteuert.

Um ihn herum war alles weich; seine unkoordinierten Bewegungen trafen nirgends auf eine harte Begrenzung. Und doch war er ohne Zweifel eingesperrt: Die weiche Masse um ihn herum gab zwar nach, ließ sich aber nicht zur Seite drängen oder durchstoßen.

Merkwürdigerweise löste diese Situation keine Angstgefühle bei ihm aus. Insgesamt schien er nicht zu klar definierbaren Gefühlen in der Lage zu sein. Er trieb in einem Strudel aus Empfindungen, die ihn aber allesamt nicht direkt tangierten. Sie waren Teil von ihm, doch er war sich ihrer nicht bewusst. War er teilnahmsloser Beobachter? Oder fremdgesteuerter Erlebender? Ohne den Gedanken tatsächlich verfolgen zu können, schienen beide Varianten gleichermaßen unattraktiv.

Wer oder wo er war, blieb vorerst ein Rätsel – ein Rätsel, an dessen Lösung er nicht aktiv arbeiten konnte. Neben seinem fehlenden Sinn für sein körperliches oder geistiges Ich mangelte es ihm ebenso an einer gefühlten Kontinuität. Die Einordnung in einen zeitlichen Ablauf war ihm nicht möglich, ein Vergangenheitsgedächtnis nicht existent. Er lebte ausschließlich im Hier und Jetzt. Fortlaufend verlor er sich in neuen Reizen. Für Schlussfolgerungen basierend auf vergangenen Erlebnissen und derer Extrapolation in die Zukunft fehlten ihm anscheinend die kognitiven Werkzeuge.

Und trotz seiner geistigen Verneblung registrierte er auf einer niedrigen Ebene seines sich immer wieder formenden, aber flüchtigen Ichs den Moment, als plötzlich alles anders wurde.

Zuerst wurden die Wände um ihn herum noch weicher. Er sank tiefer ein, konnte sich zunehmend schlechter ausrichten. Außerdem bedrängte ihn nun auch von oben eine immer schwerer wiegende Masse. Dann wurde der Untergrund hart. Wärme machte der Kälte Platz. Schwerelosigkeit der Schwerkraft. Geborgenheit der Klaustrophobie.

Und plötzlich fehlte ihm die Luft zum Atmen.

Die eintretende Atemnot bildete den Auslöser einer Kettenreaktion. Aus einem Funken wurde ein Flächenbrand. Panik ergriff ihn.

Die neue Stresssituation versetzte ihm einen Bewusstseinschub. Erste Erinnerungen an die zurückliegenden Sekunden ergaben aneinander gereiht eine Geschichte. Und er war der Mittelpunkt dieser Geschichte. Der Beobachter und gleichzeitig der Akteur.

Die flexible Masse lag immer schwerer auf ihm, Sauerstoffmangel begann ihn zu beeinträchtigen. Gezielte, einzelne Gedanken waren nicht in der Lage, sich aus dem elektrischen Signalsturm seines Gehirns freizukämpfen.

Es wurde dunkel.

Als seine Wahrnehmung zurückkehrte, tat sie dies mit einer ihm die Luft aus den Lungen treibenden Wucht. Er befand sich im Freien! Eine andere Entität hatte ihn erlöst, hielt ihn in den Armen, schenkte Wärme, Geborgenheit. Hier war er sicher, hier wollte er bleiben. Er wusste nicht, wer ihm da Sicherheit und Geborgenheit schenkte, aber er wusste, dass es die richtige Person war. Sie war für ihn da, sie war sein Verteidigungswall gegen alles, was dort draußen auf ihn lauern mochte.

Undeutliche Laute ohne Bedeutung drangen zu ihm vor. Dann lösten sich die wärmenden Arme von ihm – und stießen ihn von sich.

Die Zeit schien sich zu verlangsamen, als er spürte, wie sein Körper nach hinten fiel, den Halt verlor. Dabei merkte er zum ersten Mal, dass sein geistiges Ich und der Körper, der dort gerade fiel, zusammengehörten.

Als er schließlich zur Ruhe kam, war sein Geist es noch lange nicht. Er stellte sich zum ersten Mal eine halbwegs bewusste Frage: Warum? Was geschah mit ihm?

Er versuchte den Kopf zu heben, doch sein Ich und sein Körper schienen noch nicht aufeinander abgestimmt zu sein. Erst nach einigen Anläufen schaffte er es, sich halbwegs aufzurichten.

Eine verschwommene Gestalt schien ihm direkt gegenüber zu lauern. Er konnte keine Gesichtszüge ausmachen, bloß ein Schemen auf Augenhöhe. Er wollte eine Frage stellen, aber seine Zunge gehorchte ihm nicht. Angst ergriff erneut Besitz von ihm, bis er bemerkte, dass mit jeder Sekunde seine Gedanken ein Stück klarer wurden, er nach und nach von sich selbst Besitz nahm.

Aus dem Schemen wurde nun langsam ein Mensch. Ein weiterer Versuch, Kontakt zu seinem Gegenüber aufzunehmen, scheiterte. Ebenso der Versuch, sich weiter aufzurichten.

Mehrere Sekunden vergingen und die Person vor ihm wurde immer deutlicher. Aber sie verharrte wie er am Boden, half ihm nicht. Schlimmer noch: Sie schien ihn nachzuäffen. Als er die Hand hob, hob auch sein Gegenüber die Hand. Als er sich hinsetzte, folgte die andere Person seinem Beispiel.

Vorsichtig rappelte er sich auf und machte die ersten Schritte. Nach wie vor nahm er die Welt und seine eigenen Gedankengänge nur wie durch einen Nebel wahr. Doch immerhin wusste er jetzt um seine Existenz. Er befand sich hier, jetzt, in diesem Körper. Nicht irgendwo anders auf der Welt, nicht diffus verteilt, sondern vollständig lokalisiert in dieser menschlichen Hülle. Wo auch immer diese Hülle sich gerade aufhielt.

Überall um ihn herum entdeckte er nun Personen, die mal auf ihn zukamen, mal von ihm fortstrebten. Keiner schien ihm helfen zu wollen, niemand richtete auch nur ein einzelnes Wort an ihn. Dabei konnte er Hilfe gut gebrauchen.

Zusammen mit der Formierung seines Bewusstseins und seines Gedächtnisses, holte ihn gleichzeitig etwas anderes ein. Noch bevor er realisierte, dass die vielen Personen um ihn herum in Wirklichkeit seine Spiegelbilder waren, bemerkte er den fast schon unmenschlichen Drang nach ... etwas. Er konnte das Objekt seiner Begierde nicht benennen, doch er spürte, dass er es unbedingt brauchte. Ein sich schnell aufbauendes Bedürfnis, das zunehmend in den Vordergrund trat. Nichts zählte plötzlich, außer der herbeigesehnten Erlösung. Wie das sich Kratzen bei einem kaum widerstehbaren Juckreiz; wie der Atemzug eines Erstickenen.

Wild stolperte Jean – denn so hieß er, das war ihm wieder bewusst geworden – durch das Labyrinth aus Spiegeln. Immer wieder krachte er gegen Scheiben, fiel zu Boden, rappelte sich auf, suchte weiter. Sein Bauch verkrampte sich, seine Gliedmaßen schienen langsam den Dienst zu verweigern und sein Kopf verlor die gerade erst gewonnene partielle Klarheit, als ein inneres Feuer ihn zu verzehren schien.

»Ich brauche es ...«, stöhnte er, nach dem Durchgang tastend. Obwohl ihn die Panik erneut zu übermannen drohte, realisierte er, dass er offensichtlich wieder der Sprache mächtig war.

Und er erkannte Symbole und Buchstaben!

Der Spiegel vor ihm zeigte knapp über dem Boden einen blassgrünen Pfeil mit weißen Buchstaben. *Exit* stand dort zu lesen.

Unter zunehmend größeren Schmerzen quälte Jean sich weiter. Durch das Labyrinth, von Pfeil zu Pfeil. Kurz wurde ihm schwarz vor Augen und fast wäre er zu Boden gegangen. Angst breitete sich in ihm aus, als er begriff, dass das eben noch vorhandene Bewusstsein so einfach und schlagartig ausgelöscht werden konnte. Er befand sich auf dem schmalen Grat zwischen Bewusstsein und geistigem Nichtsein. Er spürte, dass er der Bewusstlosigkeit nur entgehen konnte, indem er seinen Heißhunger stillte, seiner Begierde nach ... etwas. Doch wenn er nicht wusste, was er brauchte, um zu überleben, wie konnte er es dann finden?

Weitere Pfeile, weitere Spiegelbilder – oder doch nicht? Ein einziges Spiegelbild schien anders, bewegte sich nicht. Eine Person, mit dem Rücken zum Innenhof.

Der Innenhof!

Der Ausgang!

Innerhalb weniger Sekunden war Jean bei der rettenden Person, riss ihr das kleine Behältnis aus der Hand, entnahm ihm mit zitternden Fingern die kleine Pille und schluckte sie hinunter.

Endlich!

Dann sank er zu Boden.

Wie benommen stolperte Jean durch ein großes Tor ins Freie und ließ sich verwirrt auf dem Pflaster nieder. Die Sonne stand schräg am Himmel. Es musste nachmittags sein; der Boden war warm, obwohl er mittlerweile im Schatten lag.

Noch schien Jean nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Er ließ sich einfach nur im Strudel aus Empfindungen treiben. Bilder von dem Durchlebten schwammen immer wieder an die Oberfläche seines Bewusstseins.

Die schockierende Enge am Anfang.

Das Herausfinden aus dem Nichts.

Die sich bildende Erkenntnis.

Die Geborgenheit und deren Verlust.

Er hob den Kopf, schüttelte ihn, wie um die Gedanken zu verscheuchen und öffnete die Augen. Bewusst schaute er auf den vor

ihm liegenden Platz. Er musste sich auf das Hier und Jetzt konzentrieren, um die Kontrolle über sich wiederzuerlangen.

Phasenland.

Er war im Phasenland.

Aber nicht mehr in seinem Zimmer ...

Offensichtlich befand Jean sich auf dem zentralen Platz des Freizeitparks. Vor ihm wuchs das wuchtige Schloss in die Höhe. Aus dem beschädigten, hellen Beton ragten Armierungseisen hervor. Auch ein paar Gerüste ließen sich entdecken. Stahlträger zeichneten sich unter den durch Wind und Wetter abgetragenen Turmdächern ab. Schwarze Löcher markierten die Fenster.

Zwischen ihm und dem Schloss befand sich nicht bloß der weitläufige Platz, sondern auch eine Barriere aus Gestrüpp. Einst hatten dort vermutlich Blumenbeete und mit Bedacht angepflanzte und in Form gebrachte Bäume einen märchenhaften Anblick geboten. Heute, nach Jahren der Vernachlässigung, schien kaum ein Durchkommen durch den dichten, schulterhohen Bewuchs möglich.

Er schluckte und schloss die Augen. Beim Anblick der verknoteten Sträucher und Bäume hatte sich ihm wieder der Gedanke an die Panik in der Enge seines anfänglichen Gefängnisses aufgedrängt.

Das erst weiche, dann harte Gefängnis!

Der Spiegelwald!

Der Retter mit der Pille!

Die Gedanken trafen ihn wie Pistolenschüsse.

Er öffnete die Augen, an dem letzten mentalen Bild festhaltend: der Retter mit der Pille!

Hastig stand er auf und drehte sich um. Er fand sich einem relativ kleinen Tor gegenüber, über dessen Durchgang die Nummer 1 prangte.

»Phase 1«, murmelte er. Seine Aufgabe hatte ihren Anfang genommen! Ob er die Aufgabe bestanden hatte? Neugierig trat er näher heran.

Das aus dicken, naturbelassenen Balken gezimmerte Tor zum ersten Land stand weit offen, die beiden Flügeltüren ragten auf den zentralen Platz hinaus. Jean trat hindurch und fand sich in einem kleinen Innenhof wieder, in dem wohl einst Besucher Schlange gestanden hatten. Kreisrunde Löcher im Boden markierten die Stellen, in denen früher die Pfosten für die Seile oder Zäune zur Besucherführung Halt

gefunden hatten. Zur Linken befand sich ein Schild mit dem Wort *Entry*, zu seiner Rechten ein Schild mit dem Wort *Exit*. Das den Innenhof auf drei Seiten umgebende Gebäude war bloß zwei Stockwerke hoch und schien einem Märchen entsprungen: dicke Holzbalken, Fachwerk, Rieddach, viele kleine Fenster und vor allem kaum ein rechter Winkel. Krumm und windschief schmiegte sich das Bauwerk an die massive Mauer zum zentralen Platz. Mehrere Balkone zeigten zum Innenhof hin, vier schräge Schornsteine ragten in den Himmel.

»Kein besonders großes Land«, murmelte Jean. »Eher eine einzelne Attraktion.« Vielleicht nahm die Größe von Land zu Land zu?

Er wandte sich dem Entry-Schild zu. In englischer Sprache wies es darauf hin, dass Kinder unter drei Jahren nur in Begleitung von Erwachsenen Zutritt hatten. Direkt daneben stand ein einsamer Stuhl, und eine offene Tür führte in das Gebäude hinein.

Der erste Raum war relativ niedrig, wie auf ein für Kinder geeignetes Maß geschrumpft. Ein trotz des heruntergekommenen Zustandes noch klar erkennbarer Parcours führte über unebenes, mit Laufbändern versehenes Terrain, sowie zwischen ein paar senkrecht stehenden, weichen Rollen hindurch. Keines der eigentlich beweglichen Teile war in Betrieb.

»Hallo?«, fragte Jean in die Stille hinein. Als keine Antwort kam, ging er auf kürzestem Wege zu der Treppe, die das Ende des Parcours zu markieren schien. Zu früheren Zeiten hatten sich die zwei parallel aufgebauten Stufenreihen wohl unabhängig voneinander bewegt und den Gästen das Erklimmen erschwert. In abgeschaltetem Zustand stellte die Überwindung des Hindernisses dagegen kaum ein Problem dar.

Im ersten Stock führte der mit mehreren spielerischen Hindernissen versehene Weg um den Innenplatz herum. Nach einem schrägen Raum folgte ein Balkon mit Rollen als Boden, dann eine Seilbrücke und schließlich ein Becken mit nur noch wenigen, verblassten Plastikbällen. Bis auf die Tatsache, dass überall Licht brannte, zeugte nichts von rezenter Aktivität im Kinderparcours. Staub bedeckte jede schräge und horizontale Oberfläche. An einigen Stellen hing die Decke herab. Farbe löste sich fast flächendeckend von den Wänden.

Jean bog um die nächste Ecke – er befand sich nun rechts vom Innenhof – und sah sich einem unförmigen Gebilde aus Gummigewebe gegenüber. In rot und gelb gehalten und mit einer Grundfläche von

etwa acht mal acht Metern, brauchte er einen Moment, bis er begriff, um was es sich dabei handelte. Mit etwas Fantasie dachte Jean sich die Luft herbei, die das Gebilde aus Gewebe füllen und daraus wieder ein Lufts Schloss bilden würde. Eines dieser Kinderlieb linge, in denen es sich stundenlang hüpfen und hinfallen ließ.

Gerade suchte Jean einen Weg vorbei an der Hüpfburg, als ihm etwas auffiel. Das Lufts Schloss war noch teilweise gefüllt. Anstatt Jahre nach der letzten Nutzung flach am Boden zu liegen, zeugte die Höhe von bis zu etwa anderthalb Metern davon, dass noch nicht alle Luft entwichen war. Wie konnte dies nach einer derart langen Zeit sein?

Vorsichtig drückte Jean mit der rechten Hand auf die Hüpfburg. Das Gewebe wich zurück, aber die verdrängte Luft ließ einen anderen Teil des Lufts Schlosses anwachsen. Nun ließ sich auch ein leises Fiepen hören, das auf entweichende Luft schließen ließ. Doch all das interessierte Jean längst nicht mehr, da das Gefühl der Gummioberfläche an seiner Hand eine Erinnerung wachgerufen hatte. Die Erinnerung an lähmende Panik.

Es war hier gewesen! Hier war er aus seiner pilleninduzierten Bewusstlosigkeit langsam zu sich gekommen. Hier hatte er erlebt, wie die Luft aus der Hüpfburg gelassen worden war. Hier war er auf dem harten Boden aufgekommen. Hier hatte sich das Dach des Lufts Schlosses auf ihn gesenkt. Und hier war ihm die Luft abgeschnürt worden, bevor ihn jemand hervorzog.

Richtig! Jemand hatte ihn aus der Hüpfburg hervorgezerrt, gerade als alles zu einem Ende zu kommen schien. Danach ... Ja, was war danach gewesen?

Mühselig machte Jean sich auf den Weg über die halb aufgeblasene Hüpfburg hinweg. Dabei verlor er gleich zweimal das Gleichgewicht. Aufstehen auf einem derart beweglichen und weichen Untergrund war auch in vollem Besitz seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten eine Herausforderung.

Als er schließlich das hintere Ende des Lufts Schlosses erreichte, sah er sich einer breiten Rutsche gegenüber. Anscheinend war der Parcours hier oben zu Ende und wurde unten fortgesetzt. Nun erinnerte er sich auch wieder an das Gefühl des Fallens, des Verstoßen-Werdens, gerade nachdem er sich gerettet gewöhnt hatte.

Er rutschte herab – dieses Mal kontrolliert – und fand sich erwartungsgemäß in dem Spiegelkabinett wieder. Genau hier musste

er gelegen haben, als er zum ersten Mal den Kopf gehoben und sich selbst im Spiegel gesehen hatte.

Ein zweites Mal den grünen Pfeilen folgend, erreichte Jean rasch das Ende des Labyrinths. Dort, am Ausgang, hatte eine Person auf ihn gewartet und ihm die Pille überreicht. Die Pille, die ihm wie Luft, Wasser und Nahrung in einem erschienen war.

»Was hat es denn bloß mit diesem Park und den Pillen auf sich?«, murmelte er.

Seine Gedanken kehrten zu seinem Unterstützer zurück. Die Hilfe von dieser Person – sei es in Form einer emotionalen Zuwendung hinter der Hüpfburg oder in Form der Pille am Ausgang des Spiegelkabinetts – war essenziell gewesen. Doch er hatte sich bisher nicht bedanken können.

Jean trat in den Innenhof – und fuhr zusammen, als er sich plötzlich jemandem gegenüber sah. Die Person war als Storch verkleidet und saß in dem vorhin noch leeren Stuhl direkt neben dem Entry-Schild. Etwas umständlich stand sie auf – das Ganzkörperkostüm war offensichtlich nicht mit Fokus auf den Trage- und Bewegungskomfort entworfen worden.

»Wie geht es dir?« Zwar wurde die Stimme durch das Kostüm etwas gedämpft, aber sie war ohne Probleme verständlich. »Das schien mir am Ende etwas knapp.«

»Warst du ...«, begann Jean. »Warst du derjenige, der mir die Pille gegeben hat?«

»Spielt das eine Rolle?«, wollte der Storch wissen.

»Keine Ahnung«, sagte Jean. Er rieb sich mit der Hand die Stirn. »Dann könnte ich mich immerhin bei dir bedanken. Aber zugegebenermaßen weiß ich längst nicht mehr, was eine Rolle spielt und was nicht.«

»Tja, das herauszufinden ist keine einfache Aufgabe – und sie stellt sich täglich.«

Jean nickte, sah dann auf den Mund des Storches. Hinter der dort angebrachten schwarzen Gaze vermutete er die Augen der Person in dem Kostüm. »Warum ein Storch?«

»Warum nicht?«

Jean lachte laut auf. »Du würdest dich super mit Sergiy verstehen. Der antwortet auch grundsätzlich mit Gegenfragen.«

»Tut er das?«

Jean nickte. »So kommt er nie in die Verlegenheit, antworten zu müssen.«

»Oder aber er versucht dich zu motivieren, selbst die Antworten zu finden. Probieren geht über Studieren.«

»Vielleicht ... Wobei zum Thema Probieren: Was war das genau für eine Pille?«

»Was hat sie denn bewirkt?«

»Sie hat die Begierde gestillt. Ich hatte das Gefühl, ohne sie würde ich aufhören zu existieren.«

»Also so ähnlich wie Nahrung und Wasser?«

»Genau. Zusammen mit Sauerstoff.«

»Ah«, nickte der Storch. »Die drei Grundnotwendigkeiten: Essen, Trinken, Atmen. Übrigens in der Reihenfolge von längster bis kürzester Zeitdauer, die ohne das Stillen dieser Bedürfnisse überlebt werden kann.« Der Storch richtete sich nun auf und hielt Jean die Hand hin. »Es war schön sich mit dir zu unterhalten. Alles Gute.«

Überrascht schüttelte Jean die angebotene Hand, die unter dem dicken Stoff kaum zu ertasten war, ließ sie aber nicht sofort wieder los. »Wo gehst du hin?«

»Arbeiten«, erwiderte der Storch. »Ich bin nicht zum Spaß hier.«

»Und was soll ich nun machen?« So formuliert hörte sich die Frage erbärmlich an. Das merkte auch Jean und so setzte er schnell hinzu: »Ich meine: Was ist meine nächste Aufgabe?«

»Welche hast du denn gerade erledigt?«, antwortete der Storch erwartungsgemäß mit einer Gegenfrage, während er bereits auf den Weg hinein in das Gebäude war.

»Die erste«, erwiderte Jean. »Zumindest wenn *erledigt* bedeutet, dass ich die Attraktion durchlaufen habe.«

»Und was folgt typischerweise auf die erste Aufgabe?« Damit verschwand der Storch mit einem letzten Winken im Haus. Ein paar Sekunden später erloschen die Lichter.

Jean kehrte auf den Schlossplatz zurück, nicht ohne den ein oder anderen Blick über die Schulter zu werfen. Ein mehr als merkwürdiger Tag. Und einer, der entgegen seiner Erwartungen von Gefahren begleitet gewesen war. Interessanterweise machte ihm das keine wirkliche Angst. Irgendwie fühlte Jean sich behütet. Es wurde auf sein Wohlbefinden geachtet, man kümmerte sich um ihn. Und auch, wenn er

über seine genauen Aufgaben im Dunkeln gelassen wurde: Neugierde und Aufregung glichen den Ärger darüber aus.

Jean ging ein paar Schritte in Richtung des Schlosses, um sich dann umzudrehen. Das Gebäude hinter der Pforte 1 reichte nicht über die Mauer hinaus. Dafür sah er nun den gelben Zug, der dort oben auf der Mauer stand, ein paar Meter nach rechts versetzt. Das davor auf der Rundmauer angebrachte Schild wies die Stelle als den Bahnhof 1/2 aus.

»Ein halb?«, wunderte sich Jean, nur um noch im gleichen Moment zu begreifen, dass es vermutlich der gemeinschaftliche Bahnhof für die Länder 1 und 2 war. Als er ein paar Schritte weiterging, tauchte in der Tat hinter einem verlassenen Popcornwagen ein zweites, deutlich größeres Tor auf. Außerdem führte eine Treppe hinauf auf die Mauer und damit vermutlich zu dem Bahnhof. Die den Platz umgebende Mauer war wie die Außenmauer des Parks in Rosa gehalten, doch das Tor hob sich farblich und stilistisch davon ab. Der viktorianische Bogen bot die Fassung für ein einzelnes, schmiedeeisernes Tor, das nach rechts geöffnet worden war. Eine stilisierte 2 prangte im Stein darüber. Mehrere Kinderkarusselle standen in diesem Land; allesamt verharnten sie in gemeinschaftlicher Untätigkeit.

An die Pforte herantretend, blickte Jean in das zweite Land hinein. Doch dann schüttelte er den Kopf und strebte weg von dem Tor. Noch fühlte er sich nicht bereit für das nächste Abenteuer.

Über den großen Platz laufend, hielt er erst an, als er das wilde Gestrüpp erreichte, welches das Schloss umgab. Erneut sah er zuerst auf das Tor des ersten Landes, dann auf das des zweiten. Weiter rechts erkannte er einen weiteren Durchgang: das Tor des Landes 3. Es war geschlossen. Anscheinend musste er sich der Reihe nach durch die Parkregionen arbeiten. Und einige davon waren wahrscheinlich deutlich größer als das erste Land. Diese Vermutung bestätigte sich, als er nun eine Runde um das Schloss drehte. Die Abstände zwischen den Toren variierten. Auch die Größe und die Ausgestaltung der Tore waren unterschiedlich. Doch eines hatten sie gemeinsam: Mit Ausnahme der Tore der ersten beiden Länder, waren alle geschlossen.

Schließlich fand Jean sich zentral vor dem Schloss wieder. Hinter ihm führte die *Main Street* zum Phasenlandhotel, vor ihm überspannte eine Brücke zu Teilen den Burggraben. Letzteren hatte er bisher noch gar

nicht wahrgenommen, da die Wildwuchs-Barriere das Schloss wie einen Wall umfing und den Blick auf das zwischen Flora und Schloss liegende Wasser nur selten zuließ. Hier aber, frontal vor dem Schloss, schlug die Brücke eine Bresche in das Grün. Wobei die Brücke nicht länger vollständig war: Teile des Betons fehlten, rostige Armierungseisen schauten an vielen Stellen hervor. Vermutlich war der Winter in dieser Region hart und die Temperaturschwankungen hatten dem Beton über die Jahre zugesetzt.

Langsam näherte Jean sich dem Ende der ungesicherten Brücke. Etwa fünf Meter vor ihm standen zwei Pfeiler im Wasser. Von dort waren es weitere fünf Meter bis zum Eingang des Schlosses. Doch diese insgesamt zehn Meter führten über grünliches Wasser. Was sich genau unter der undurchsichtigen Oberfläche befand, vermochte er nicht zu sagen. Teile eines Gerüsts ragten rechts verrostet aus dem Wasser. Links ruhte ein großer Betonblock an der Schlossmauer.

Dann war da noch die Unterseite der Zugbrücke auf der anderen Seite des Wassers. Der Zugang zum Schloss. Verwittert, aber vollständig.

Jean fröstelte. Ob es am Schlafmangel oder an der Temperatur lag, wusste er nicht, aber ihm war kalt. Kurzentschlossen drehte er sich um und schlug den Weg zum Hotel ein. Für heute hatte er genug erlebt.

Sich mittig auf der Hauptstraße haltend, schaute Jean interessiert auf die Gebäude, welche die zentrale Allee säumten. Einige Türen standen offen, aber die meisten Geschäfte wurden eindeutig nicht mehr bewirtschaftet. Der Großteil der Schaufenster war entweder leer, eingestaubt oder befand sich in einem heillosen Durcheinander. Stofftiere, Sammlerstücke wie Spieldosen oder Schneekugeln, Plakate mit Hot Dogs, Eis und Süßigkeiten ... Hier hatte es einst alles gegeben, was das junge beziehungsweise das junggebliebene Herz begehrte.

Die Straße an sich war frei von Müll, ebenso die Bürgersteige. Und doch war auch hier der Verfall sichtbar. Wobei es sich tatsächlich um echten Verfall zu handeln schien, und nicht um eine versäumte Fertigstellung, wie beim Phasenlandhotel beobachtet. Gleichzeitig pflasterten unzählige, festgetretene Kaugummis den Weg. Daher war es gut möglich, dass hier tatsächlich einst Besucher in freudiger Erwartung zu den Attraktionen des Freizeitparks geströmt waren.

Seitdem hatte darüber hinaus auch der Vandalismus seine Spuren hinterlassen: Einige Fensterscheiben waren zerstört worden und der ein oder anderen Holzbank fehlten ein paar Latten.

Neben den vielen Geschäften entdeckte Jean auch einige Restaurants und ein Kino. Dann öffnete sich die Straße zum *Welcome Plaza*. Im Gegensatz zu der bereits besuchten Seite des Platzes, war der nun vor Jean liegende Teil von ganz anderer Natur. In beige, braun, gelb und orange gehaltene Giebel schmückten die den Platz umgebenden Gebäude. Hellbraune Straßensteine umgaben einen mittig angebrachten Pavillon, dessen blass-rötliche Schindeln teilweise verrutscht oder auf das Pflaster herabgefallen waren. Ein paar Bänke gruppierten sich um den zentralen Bau, zwei davon lagen ein paar Meter entfernt umgekippt auf dem Straßenpflaster. Der ein oder andere zerstörungswillige Jugendliche schien bereits seinen Weg in den verlassenen Park gefunden zu haben.

Jean legte den Kopf in den Nacken. Das Äußere des Hotels war auch auf dieser Seite wie ein Berg gestaltet. In diesem Fall wie einer aus Sandstein, mit einer eindeutigen Anlehnung an eine romantisierte Vision der späten Pionierzeiten. Die Attrappen kleiner Holzhütten klammerten sich an die steile Fassade, Kakteen wuchsen aus Nischen heraus, ein Wasserfall plätscherte in mehreren Kaskaden herab. Die Szenerie ging schließlich in eine karge Landschaft über – nicht unähnlich der vor den Pforten von Phasenland – um dann die Kulisse einer Kleinstadt aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert aufzugreifen.

Jean überquerte den Platz und betrat eine der Unterführungen des Phasenlandhotels. Unerwartet lang, kam sie ihm eher wie ein Tunnel vor. Auch hier legten Bauspuren nahe, dass das Hotel erst später, nach Errichtung des Freizeitparks, hinzugefügt worden war. Bis auf einen relativ kurzen Teil in der Mitte des Tunnels war der Rest der Mauern unverputzt.

An der Rezeption traf er erneut auf Ibrahim. Wie zuvor blätterte dieser in dem großen Buch vor sich, anscheinend schwer beschäftigt.

Mit einem kurzen Gruß hielt Jean auf den Fahrstuhl zu.

»Wie war der Tag bisher?«

»Interessant«, erwiderte Jean, ohne innezuhalten.

»War alles in Ordnung?«, fragte der Rezeptionist, und beugte sich über den Tresen, um Jean weiter im Blick behalten zu können.

Jean kam ein Gedanke und er hielt inne. Er ging zurück zur Rezeption: »Ibrahim, hast du gesehen, wie ich vorhin das Hotel verlassen habe?«

Verwirrung zeigte sich in Ibrahims Gesicht. »Inwiefern? Du hast eingeecheckt, etwas gegessen und dann bist du in den Park gegangen.«

»Gegangen? Selbstständig?«

»Nun, ich war nicht hier, sondern in meiner Mittagspause. Tane hat mir das später erzählt.«

»Ach, Tane redet mit dir?«

»Er und ich wissen uns auszutauschen«, wich Ibrahim der Frage aus. »Hast du übrigens schon Hunger? Das Abendessen ist bereits in der Vorbereitung und könnte in etwa fünfzehn Minuten auf dein Zimmer gebracht werden.«

»Woher wusstet ihr, dass ich jetzt wiederkommen ...«, begann Jean, brach dann aber ab. Er würde auf diese Frage eh keine Antwort erhalten.

Ein breites Grinsen erschien auf Ibrahims Gesicht. »Du bist lernfähig.«

»Choose your battles«, erwiderte Jean und verabschiedete sich.

Nach dem Drücken des Fahrstuhlknopfs wartete er geduldig, während das Rattern und Quietschen näherkamen. Als sich die Tür öffnete, erwartete ihn bereits Tane. Der Maori begrüßte mit einem kurzen Kopfnicken und machte dann Platz. Zusammen fuhren sie hinauf.

So ist das Leben ... 1

»Und, wie war dein Tag?«, fragte Jean, während der Fahrstuhl sich gewohnt mühselig den Weg nach oben bahnte.

Keine Antwort, aber die hatte er auch nicht wirklich erwartet.

»Ibrahim meinte, er hätte mit dir gesprochen?« Als er Tane anschaute, löste dieser den Blick von der Fahrstuhlanzeige und schenkte ihm kurz seine Aufmerksamkeit – um sich dann erneut wortlos auf die langsam ansteigende Zahl zu konzentrieren.

»Vielleicht sprichst du also nur mit mir nicht?«, fragte Jean, während er aus dem Fahrstuhl auf den verlassenen Flur des siebten Stocks trat. Tane folgte, ging an ihm vorbei, schloss die Tür auf und ließ ihm den Vortritt.

»Aber vielleicht verstehst du mich, redest nur nicht mit mir?« Jean sah den Maori an, wartete einen Moment, bevor er eintrat. »Ich glaube, du verstehst das ein oder andere. Und da mir auch Ibrahim keine Fragen beantwortet, kann ich genauso gut dich mit meinen Überlegungen belästigen. Einverstanden?« Er wartete nicht auf eine Antwort. »Gut.«

Das Zimmer lag im Halbdunkel, da die Sonne bereits unterging. Ohne Uhr konnte Jean die Zeit nur grob abschätzen – doch sogar dazu gab es keine wirkliche Notwendigkeit: Sein Tag wurde durchgeplant, er bekam zu den richtigen Zeitpunkten Nahrung und wurde sogar an die richtigen Stellen verfrachtet – wenn auch mit teils fragwürdigen Methoden.

Jean trat an das Fenster und blickte auf den nun größtenteils in Schatten getauchten Freizeitpark. Verlassen und in der Dämmerung von Grautönen und Schwarz dominiert, wirkte er wenig einladend.

»Gibt es hier abends keinerlei Beleuchtung?«, fragte er und zeigte auf eine der beiden Stehlampen und dann aus dem Fenster.

In dem Augenblick klingelte es. Wie am Mittag öffnete Tane die Tür, um einen fahrbaren Tisch in das Zimmer hineinzuschieben. Jean zögerte kurz. War die letzte Mahlzeit wirklich heute Mittag gewesen, oder hatte die Pille ihn länger als einen Tag außer Gefecht gesetzt? Nein, es handelte sich immer noch um den gleichen Tag, entschied er. Dafür sprach zumindest seine Müdigkeit. Und auch Ibrahim hatte gemeint, dass er nach dem Einchecken etwas gegessen hatte und dann in den Park gegangen war.

Deutlich weniger hungrig als beim Mittagessen, setzte Jean seine einseitige Diskussion fort, während er langsam, aber sicher die beiden Sandwiches verzehrte, die man ihm gebracht hatte.

»Schon ein guter Service hier«, meinte er. »Das Hotelzimmer ist zwar nicht das Gelbe vom Ei, aber die Küche ist super und liefert ohne Aufforderung. Außerdem wärst da noch du, der mich hier auf Schritt und Tritt zu begleiten scheinst. Das Rundumpaket.«

Er zeigte auf das Fenster. »Auch dort, im ersten Land, hat man auf mich aufgepasst. Es gab eine Person, die als Storch verkleidet war. Ihre Aufgabe war es anscheinend, zu schauen, ob es mir gut ging. Und davor hat mir jemand beim Durchqueren des ersten Landes geholfen und mir schließlich mit einer Pille den Allerwertesten gerettet. Keine Ahnung, was da drin war, aber ich hatte das Gefühl, ohne die Pille müsste ich sterben. Ich fühlte mich wie ein Drogensüchtiger! Ich ... Suchst du etwas?«

Bei dem Wort *Pille* war Tane aufgestanden und durchforstete die Innentasche seines Jacketts. Zwischen Zeigefinger und Daumen zog er eine kleine Plastiktüte hervor, die er kurz in die Höhe hielt, damit Jean den Inhalt erkennen konnte: eine kleine, weiße Tablette, dem Aussehen nach identisch mit der, die er von Sergiy bei seiner Ankunft vor den Toren von Phasenland bekommen hatte. Und mit der Pille, die ihm heute im ersten Land übergeben worden war.

»Ha!«, sagte Jean. »Dachte ich mir doch, dass du das ein oder andere verstehst!«

Er wollte nach der Plastiktüte greifen, doch Tane schüttelte den Kopf und legte sie auf dem rechten der beiden Nachttische ab.

»Für später?«, vermutete Jean. »Die Pille ist für später?«

Tane reagierte, indem er auf die Pille zeigte und eine wegwerfende Handbewegung machte, die man als Hinweis auf einen späteren Zeitpunkt interpretieren konnte.

»Ich hoffe, es ist nicht wieder so eine K.O.-Pille, wie die letzte, die du mir gegeben hast!«, sagte Jean. »Dann schon lieber so eine wie im Spiegellabyrinth. Die Pille hat mir dort gefühlt das Leben gerettet. Aber ich kann mich anscheinend darauf verlassen, dass mir in Notsituationen rechtzeitig geholfen wird.« Er verfiel kurz in Schweigen, dachte über seine eigenen Worte nach. »Verlässlichkeit schafft Vertrauen. Sergiy hatte bereits um Vertrauen gebeten. Leider legt der allgemeine Erfahrungsschatz nahe, dass Vertrauen fast immer

fehlplatziert ist. Eheleute, über Jahrzehnte hinweg ein Herz und eine Seele, werden wegen einer Lappalie zu erbitterten Feinden. Geschwister, die sich ihr ganzes Leben kennen und gegenseitig geschützt haben, gehen wegen eines Erbstreites getrennte Wege. Die Versprechen des besten Freundes stellen sich als reine Worthülsen heraus.« Er sah Tane nun direkt an. »Im Endeffekt kann man nicht einmal sich selbst vertrauen. Ich habe schon Dinge getan, die außerhalb dessen liegen, was ich mir selbst je zugetraut hätte. Dinge, auf die ich nicht stolz bin. Bloß der Gedanke daran führt dazu, dass ich körperlich reagiere und wie unter einem Schmerz physisch zusammenzucke. In allen Fällen waren es Stresssituationen, in denen ich komplett gegen meine Grundsätze verstoßen habe. Gegen Grundsätze, die ich als logisch denkender Mensch in einer alltäglichen Situation formuliert hatte. Im normalen, täglichen Leben benimmt sich wohl jeder so, wie er sich selbst gerne sehen würde. Aber oft ist es nur eine Fassade, eine auf Basis von Konventionen und Zivilisation konstruierte Hülle. Was sich darunter befindet – das eigentliche Ich, der wahre Charakter –, das offenbart sich nur in einer Situation, in der man nicht länger die Kontrolle hat.«

Er schnaubte laut auf, schüttelte den Kopf.

Tanes Augen flogen kurz über sein Gesicht, dann senkte er wieder den Blick.

»Darum nutzen Personalberater auch so gerne Assessment Center«, erklärte er. »Durch die Stresssituation zeigt sich, wie der Bewerber wirklich tickt.«

Jean atmete tief durch. »Aber gehen wir im Zweifel mal davon aus, dass man hier wirklich auf mich aufpasst. Du, Ibrahim, Sergiy, der Storch.«

Er beendete das Abendessen, stand auf und wollte den Tisch zurück in den Flur schieben. Doch Tane kam ihm zuvor. Sich etwas nutzlos vorkommend, steckte Jean die Hände in die Hosentasche – und zog aus der rechten einen flachen Gegenstand. Es handelte sich um die von dem Storch erhaltene Pillendose. Er hatte sie nach Entnahme der Pille anscheinend eingesteckt. Eben wollte er den flachen, weißen Gegenstand in den Mülleimer unter dem Schreibtisch werfen, als er ein leises Klappern bemerkte. Neugierig öffnete er den Deckel und fand einen gefalteten Zettel. Das Behältnis nach einer genaueren Untersuchung nun wirklich entsorgend, faltete er anschließend den

Zettel auseinander. In kleinformatiger Maschinschrift stand dort Folgendes zu lesen:

Eigentlich ein schöner Tag. Die Sonne scheint, kein Wölkchen am Himmel, die Vögel zwitschern. Ein Freitag. Eigentlich sollte ich arbeiten. Aber ich werde heute nicht arbeiten gehen. Ich werde wohl gar nicht mehr arbeiten gehen.

Der Wind weht mir steif ins Gesicht. Während ich gerade noch im ersten Rausch die Augen weit aufgesperrt habe, muss ich jetzt – ich habe mich wieder im Griff – die Augen zu zwei schmalen Schlitzen zusammenknäufen. Trotzdem fangen sie an zu tränen. Die Sicht ist verschleiert.

Es wird immer erzählt, dass man in lebensbedrohlichen Situationen sein ganzes Leben Revue passieren lässt. In genau einer solchen Lage befinde ich mich momentan. Und um das angesprochene Klischee aufrecht zu erhalten, will ich mit der Tradition nicht brechen. Und so denke ich an mein bisheriges Leben zurück. Aber nicht etwa an die frühen Jugendjahre, an die schwierige Pubertät, an das langsame Heranreifen zu einem erwachsenen Mitglied der Gesellschaft. Ich glaube, es ist interessanter, über die Gründe für meine jetzige Situation zu sprechen. Die Erklärung für meine momentane Notlage.

Hier endete der Text. Ohne Hinweis auf den Autor. Und ohne eine Information zu der vollständigen Abfassung. Dabei war der Gedankengang des Autors eindeutig noch nicht zu Ende geführt.

Nachdenklich überflog Jean den Text erneut, schaltete die zweite Stehlampe ein, drehte den Zettel um, legte ihn schließlich ab.

»Merkwürdig. Ich glaube kaum, dass der Zettel sich schon zu dem Zeitpunkt in der Dose befunden hat, als ich sie mit der Pille bekam. Das heißt, dass der Zettel erst danach dort hineingelegt wurde. Vermutlich, nachdem ich ohnmächtig geworden bin, beim Ausgang des Spiegellabyrinths. Ich habe keine Erinnerung an den Zeitraum zwischen der Pilleneinnahme und dem Aufwachen auf dem Schlossplatz. Jemand muss meine Bewusstlosigkeit genutzt haben, die Dose zu nehmen, den Zettel hineinzulegen und mir dann beides in die Hosentasche zu stecken. Als Botschaft an mich. Aber von wem?«

Kurzerhand ging er ins Bad und schaltete die unnötig grelle Beleuchtung ein. Den Zettel hatte er wieder an sich genommen und hielt ihn nun vor die Neonröhre, die über dem Spiegel angebracht war. Ein Wasserzeichen oder eine andere Art der versteckten Botschaft konnte er nicht finden. Stattdessen blieb sein Blick an seinem Spiegelbild hängen, und er stellte fest, dass er sich nicht nur müde fühlte, sondern auch so aussah. Schräg hinter ihm spiegelte sich die Nasskabine. Was hielt ihn eigentlich davon ab, sich eine heiße Dusche zu genehmigen und dann den Jetlag fortzuschlafen?

Tane erschien in der Tür zum Bad. Mit Nachdruck tippte er auf seine Armbanduhr und zeigte dann auf das Fenster. Er wiederholte die Geste, als Jean an ihm vorbei in den Flur trat. Hinter der Glasscheibe zeigte sich die Schwärze einer wolkenverhangenen Nacht. Dennoch folgte Jean dem Fingerzeig an das Fenster – und sah nichts. Der Park war nicht beleuchtet und lag in vollständiger Dunkelheit. Doch kaum drehte er sich um, zeigte Tane wieder auf das Fenster. Er kam nun sogar herbei, stellte sich hinter Jean und blockierte so den Weg zurück in das Zimmer.

Ein Geräusch drang zu ihnen hinauf. Posaunen hoben an, verkündeten den Beginn eines großen Ereignisses. Ein Lichtstrahl bohrte sich in den Himmel. Senkrecht schnitt er durch die Luft und brachte die Wolken darüber zu einem diffusen Schimmern. Entweder gewöhnten sich Jeans Augen an die Dunkelheit, oder aber der Lichtstrahl steigerte sich in seiner Intensität und brachte die Wolkendecke zum Leuchten.

Dann zerfiel der Strahl, fächerte sich auf, zog sich von den Wolken zurück und kippte in Richtung des Phasenlandhotels. Im ersten Moment noch als Kegel geformt und die Welt um Jean herum einhüllend, änderte die Lichthülle langsam ihre Form. Es dauerte einen Augenblick, bis Jean erkannte, dass er sich plötzlich inmitten einer Zahl aus Licht befand. In einer grünen Zahl 1.

»Wow«, murmelte er. »Ihr gebt euch ja alle Mühe, damit ich mich als Mittelpunkt des Geschehens fühle.«

Der Laserstrahl verschwand und kurz holte sich die vollständige Dunkelheit Phasenland wieder. Ein Streichquartett setzte an und zum sanften Rhythmus entfaltete sich ein fast schon melodisches Feuerwerk. Glitzerregen und Farbexplosionen schienen die Musik zu tragen, Lichtreflexionen hoben für Sekundenbruchteile immerzu

wechselnde Teile der Parks hervor. Das Feuerwerk schien dabei von direkt hinter dem Märchenschloss gezündet zu werden: Die Front des Gebäudes wurde nie beleuchtet und auch bei den hellsten Feuerwerkspfeilen blieb ein Bereich vor dem Schloss im selbst verschuldeten Schatten. Der Rest des Schlossplatzes und auch die *Main Street* wurden dagegen mit immerzu wechselnden Farben bedacht. Aufgrund der schnellen Abfolge der Feuerwerkskörper ergab sich eine Dynamik von Licht und Schatten, welche die Illusion kreierte, der Park würde leben. Vielleicht weil Jean sich dieses Effektes bewusst war, brauchte er relativ lange, bevor er die Menschen auf der Allee und den beiden Plätzen entdeckte. In der Musik gefangen – er kannte die Melodie, wusste sie aber nicht zuzuordnen –, hatten seine Augen die ersten Personen längst ausgemacht, bevor die Beobachtung zu seinem Bewusstsein vordrang.

»Menschen!«, sagte er nun. »Tane, da sind Menschen! Auf der *Main Street*, dort vor dem Schloss und auch hier direkt unter uns auf dem *Welcome Plaza*. So um die hundert, würde ich schätzen.« Fasziniert suchte er die nähere Umgebung ab. »Sie schauen sich wie wir das Feuerwerk an.«

Die Darstellung schien langsam dem furiosen Ende entgegen zu gehen, doch Jean hatte nur noch Augen für die anderen Zuschauer. Wobei er nun feststellte ... Nein, das konnte nicht sein. Oder?

»Viele von denen schauen gar nicht zu dem Feuerwerk«, murmelte er verwirrt. »Sie stehen mit dem Rücken dorthin. Sie schauen in Richtung des Phasenlandhotels. Sie ... Sie schauen auf mein Fenster.«

Ob der Maori ihn verstanden hatte, wusste er nicht, aber Tane schaltete die beiden Stehlampen aus. Bloß das Badezimmerlicht fiel in den Flur und füllte noch den Raum mit einem schwachen, diffusen Schein.

Im ersten Moment hatte Jean den Drang verspürt, von dem Fenster zurückzuweichen. Andererseits schien von den Menschen dort unten keinerlei Bedrohung auszugehen. Vielmehr hatte er das unbestimmte Gefühl, er wäre tatsächlich der Mittelpunkt des Geschehens, und die Zuschauer hätten daher gesteigertes Interesse an ihm. Was auch immer genau seine Aufgabe war: Momentan schien das ganze Phasenland nur für ihn in Betrieb zu sein.

»Ob das eher Angestellte und keine Besucher sind?«, überlegte Jean. »Ansonsten würden sie doch auf das Feuerwerk schauen.«

Doch egal, ob Mitarbeiter des Parks oder Besucher wie er: Jean war nicht so isoliert, wie er befürchtet hatte. Ein beruhigender Gedanke, dass er sich diesen Ort nicht bloß mit Tane, Ibrahim, Sergiy und dem Storch teilte. Denn wie er aus leidvoller Erfahrung wusste, führte Alleinsein nur zu Glück, solange es zeitlich begrenzt und absichtlich herbeigeführt worden war.

Jean hob den Blick zum Himmel und verlor sich in den farbigen Lichtspielen an der Wolkendecke. Von den Explosionen der Feuerwerkskörper war kaum etwas zu vernehmen, die angenehme und simple Melodie des Streichorchesters übertönte sie. Nun erkannte er auch das Lied.

»Schlaf, Kindchen, Schlaf«, sagte er überrascht. »Ein Einschlaflied!« Amüsiert sumnte er die letzten paar Takte mit und blieb noch einige Sekunden lang am Fenster stehen, nachdem Dunkelheit und Stille den Park längst wieder zurückerobert hatten. Er fühlte sich angenehm ruhig und wohl in seiner Haut.

»Das hat meine Mutter immer für mich gesungen, als ich noch klein war«, erklärte er Tane, der Anstalten machte, das Zimmer zu verlassen. »Noch heute gibt es mir ein Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit. Kindheitserinnerungen können Gefühle von einer magischen Stärke hervorrufen, die man als Erwachsener nicht mit neuen Erlebnissen replizieren kann. Als Kind waren die Sachverhalte klarer. Damals wurde für einen gesorgt. Unmissverständlich. Komme, was wolle. Schade, dass man dieses Gefühl der Sicherheit als Erwachsener nie mehr erfährt.« Traurig hob er die Schulter. »Nostalgie.« Er lächelte Tane an, als er an ihren letzten Abschied heute Morgen denken musste. »Aber, Tane, so ist das Leben.«

Der Maori erwiderte das Lächeln. Weiß schimmerten seine Zähne, als er grinste und mit starkem Akzent erwiderte: »So ist das Leben.« Dann verließ er das Zimmer.

Jean starrte ein paar Sekunden lang auf die geschlossene Tür, dann ließ er sich einfach nur auf sein Bett fallen. Bloß eine kurze Pause, bevor er duschen würde ...

Phase 2

Vermutlich war es bloß der außerordentlich großen Müdigkeit zu verdanken, dass sein Körper der Begierde so lang widerstehen konnte. Doch der Drang wurde irgendwann zu stark.

Jean bemerkte, wie er langsam aus seinem Schlaf herausgezungen wurde. Anfangs wehrte er sich noch gegen die Rückkehr des Bewusstseins. Aber die Schmerzen, die sich von seinen Gliedmaßen zum Rumpf und schließlich in Richtung Kopf ausdehnten, ließen ihm keine Wahl. Seine Finger lösten sich von dem am Lederband um die rechte Fessel getragenen Anhänger. Schwitzend setzte er sich auf.

Es war dunkel und er brauchte einen Moment, um sich zurecht zu finden.

Der Freizeitpark.

Das Phasenlandhotel.

Seine Hand suchte den Lichtschalter auf dem Betttisch, ertastete stattdessen aber eine kleine Plastiktüte.

Augenblicklich wusste Jean, wie er den Schmerzen ein Ende bereiten konnte. Gierig suchte er nach der Öffnung der Tüte, griff mit zitternden Fingern nach der Pille und schluckte sie ohne Wasser hinunter.

Fast augenblicklich spürte er eine körperliche Erleichterung, die im gleichen Zuge seine geistige Klarheit erhöhte. Er sank zurück auf das Bett und schloss die Augen. Ein Genuss, wie die Schmerzen sich zurückzogen gleich dem Meer bei Ebbe. Dabei war es fast schon beunruhigend, dass seine kognitive Einsatzbereitschaft derart stark vom körperlichen Wohlbefinden abhing. Kaum war ihm unwohl, funktionierte auch der Geist nicht vollständig, beziehungsweise er konnte sich nicht richtig entfalten.

Jean drehte sich um, versuchte wieder einzuschlafen. Erfolglos. Denn nach der Erleichterung folgte die Verunsicherung. Was passierte mit ihm? Warum brauchte er die Pillen? Hatten sie ihn bereits abhängig davon gemacht? Schädeten sie ihm? Nein, das glaubte er nicht. Denn er konnte das unbestimmte Gefühl nicht abschütteln, dass auf ihn Acht gegeben wurde. Dass sie am Ende des Tages nur sein Bestes wollten.

Wie spät es wohl sein mochte? Weitere Minuten wälzte Jean sich von rechts nach links, dann gab er auf. Er erhob sich und zog die

Gardinen vom Fenster zurück. Bis auf einen schwachen Lichtstreifen am östlichen Horizont war es noch stockdunkel. Phasenland war anscheinend entsprechend den Himmelsrichtungen angelegt.

Mittels Herumtasten fand er den Schalter der Stehlampe neben dem Sessel. Unschlüssig stand er vor seinem Bett. Wann würde es weitergehen? Sollte er hier warten? Oder sich bemerkbar machen?

Die Erinnerung an das erste Land schien heute positiver als gestern. Die durchlebten Episoden wirkten im Nachhinein weniger ernst; im Endeffekt war es wohl wirklich nur ein Spiel gewesen. Eine interessante Erfahrung zum Thema Bewusstsein und wie sich dessen Fehlen auswirkte.

»Hm«, murmelte er überrascht. Er verspürte fast schon so etwas wie Vorfreude auf die heutigen Aufgaben!

Jean schlenderte durch das Zimmer, öffnete die Schreibtischschubladen und die Nachttischtüren. Leer. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er den Koffer aus dem Flugzeug nicht mitgebracht, sondern ihn in der Limousine vergessen hatte. Wo er hier wohl neue Kleidung herbekommen konnte?

Der Kühlschrank war gut bestückt mit Getränken, Nüssen und Schokoriegeln. Eine Preisliste lag nicht aus. Er bediente sich trotzdem nicht, denn das Frühstück würde sicherlich bald serviert werden.

Im Badzimmer gab es nichts als die üblichen Verdächtigen: einen Vorrat Toilettenpapier und Handtücher, Zahnbürste und Zahnpasta, Shampoo, Seife, Kamm und Haartrockner. Das erinnerte ihn daran, dass er am vorherigen Abend das Duschen hatte ausfallen lassen. Im Flur öffnete er den Kleiderschrank – und fand sich unverhofft einer vollständigen Garderobe gegenüber. Hosen, Pullover, T-Shirts, Unterwäsche und Schuhe. Er zweifelte nicht daran, dass jedes Teil ihm perfekt passen würde.

Zehn Minuten und eine warme Dusche später fühlte er sich wie ein neuer Mensch. Und einen Plan hatte er nun auch. Erneut öffnete er den Kleiderschrank und löste die dort angebrachte Taschenlampe aus der Halterung. Sie funktionierte einwandfrei. Er zog seine Schuhe an und trat hinaus auf den Hotelflur. Zwischen Tür und Türrahmen positionierte er eine seiner neuen Hosen. Sie sollte ein Zufallen der Tür verhindern, denn die Karte für das Zimmer schien Tane immer bei sich zu tragen.

Dem Zimmer direkt gegenüber lag die Fahrstuhllobby. Links die Fahrstühle, rechts eine nackte Wand und geradeaus die Außenwand des Gebäudes. Ein Milchglasfenster ließ dort die Dämmerung herein, erlaubte aber keinen Blick nach draußen.

Da außerhalb der Fahrstuhllobby jegliche Deckenbeleuchtung fehlte, schaltete Jean die Taschenlampe ein, bevor er nach rechts in den Flur einbog.

Bereits nach wenigen Metern war er aufgrund der Krümmung des Ganges nicht mehr in der Lage, die Fahrstühle oder sein Zimmer zu sehen. Alle paar Meter schlossen sich sowohl auf der rechten als auch auf der linken Seite weitere Zimmer an.

Angespannt überprüfte Jean die Staubschicht auf dem Boden vor den nächstgelegenen Türen. Anzeichen für weitere Bewohner ließen sich nicht ausmachen. Dennoch schreckte er davor zurück, sich Zugang zu einem der mit hoher Wahrscheinlichkeit leeren Gemächer zu verschaffen. Seine Anwesenheit im Flur schien ihm unverfänglich. Doch wie würde das Hotelpersonal reagieren, sollte er ohne Erlaubnis fremde Zimmer betreten?

Langsam ging er weiter und ließ dabei den Lichtkegel über Decke, Wände und Boden wandern. Ein paar Bretter und Plastikrohre lagen kreuz und quer herum. Wie lange wohl schon? Jean hatte früher gerne und oft verlassene Orte besucht und war immer wieder überrascht gewesen, wie schnell ein nicht bewirtschaftetes Gebäude verkümmerte. Entweder holte die Natur sich die Substanz zurück, oder aber der Verfall setzte unverzüglich ein.

Der Gang endete vor einer weiteren kahlen Betonmauer. Frustriert sah Jean sich um. Er hatte auf weitere Erkenntnisse gehofft. Unruhig sprang der Lichtstrahl über die graue Oberfläche, wanderte dann zur Decke und schließlich zu der rechts von ihm liegenden Tür.

Vorsichtig trat Jean näher. Obwohl das Fehlen von Spuren im Staub bedeutete, dass sich keine Gäste in den Zimmern befanden, klopfte er leise. Dann lauter. Keine Reaktion. Vorsichtig drückte er gegen das braune Holz. Er dachte schon, die Tür wäre abgeschlossen, als er ein minimales Nachgeben bemerkte. Der Türrahmen schien leicht verzogen und die Tür an gleich mehreren Stellen verklemmt zu sein. Doch schließlich gab sie quietschend den Weg in das Zimmer frei. Noch blieb Jean im Gang stehen, hauchte ein zögerliches »Hallo?«,

und traute sich erst nach weiteren Sekunden gespannten Abwartens einen Schritt vor.

Der Schnitt des Zimmers war identisch mit dem seinigen. Allerdings fehlte hier jegliche Innenausstattung. Wie im Gang umgab ihn ausschließlich Beton: Wandfarbe oder Teppich waren nicht zugegen. Neugierig trat er an das Fenster und löste die noch auf dem Glas befindliche Schutzschicht. Von außen hatten Wind und Wetter die Folie längst in Stücke zerrissen und größtenteils entfernt. Der sich ihm bietende Ausblick war ähnlich wie von seinem Zimmer aus, offenbarte aber deutlicher die Form des Phasenlandhotels. Von hier aus konnte er im Osten den anderen Flügel des Hotels sehen. Wie die eine Hälfte eines flachen Ovals schmiegte die Fassade sich an die obere, nördliche Hälfte des *Welcome Plaza*. Sein eigenes Zimmer blieb Jean verborgen – der Blickwinkel war zu flach. Die Suche nach einem Öffnungsmechanismus des Fensters endete erfolglos. Und da es sonst nichts weiter zu entdecken gab, ging er auf den Gang zurück, nicht ohne die Tür wieder hinter sich zu schließen.

Eine kurze Überprüfung zeigte, dass auch das nächste Zimmer zugänglich war. Auf der anderen Seite des Ganges dagegen schienen die Türen abgeschlossen zu sein: Keine einzige ließ sich öffnen. Selbstverständlich erweckte das seine Neugierde und er überprüfte sofort jede Tür, bis er die Fahrstuhllobby erreichte. Daran vorbeischiebend, betrat er nun den östlichen Flügel des Gebäudes. Das Zimmer neben seinem eigenen ließ sich öffnen. Diesem gegenüber lag der Schacht der Fahrstühle.

Ein paar Schritte weiter schloss sich dann die erste Tür auf der rechten Seite an. Diese unterschied sich von den bisherigen insofern, als dass sie grün und nicht braun war. Außerdem bestand sie nicht aus Holz, sondern aus Metall. Die Türklinke gab nach und Jean blickte in den tiefen Schacht des Treppenhauses. Leuchten spendeten gerade ausreichend Licht für ein Zurechtfinden im Notfall. Geländer waren noch nicht angebracht worden und der ungesicherte Schlund inmitten der sich windenden Treppe machte einen recht bedrohlichen Eindruck. Dann doch lieber der wartungsbedürftige Fahrstuhl!

Zurück auf dem Gang musste Jean feststellen, dass alle anderen Türen auf der Seite des Parkeingangs verschlossen waren. Hier würde er keine weiteren Erkenntnisse sammeln können und so kehrte er kurzentschlossen in sein Zimmer zurück, suchte sich einen warmen

Pullover heraus und rief dann den Fahrstuhl herbei. Dieser schien in der Nähe gewesen zu sein: Schon nach wenigen Sekunden meldete sich das Quietschen. Dieses Mal wartete kein Maori auf ihn; Jean fuhr allein in das Erdgeschoss.

Ein Seitenblick auf die Rezeption zeigte, dass sie unbesetzt war. Um diese Zeit erwartete man wohl keine Gäste. Schnell, aber nicht überhastet, verließ Jean das Hotel und trat hinaus in die frische Morgenluft.

Ihn überkam ein Glücksgefühl. Ein Gefühl, wie er es aus früheren Phasen seines Lebens kannte, aber schon seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Er spürte sich selbst, seinen Körper und Geist, die Welt um sich herum. Er war wirklich da. Hier und jetzt, in der plötzlichen, angenehmen Kühle und getrieben von einer starken Neugierde, erfuhr er sich selbst und die ihn umgebende Welt in erstaunlicher Klarheit. Er erlebte den Augenblick und lebte – zumindest ein paar Sekunden lang – nicht in der Vergangenheit oder in der Zukunft, sondern ausschließlich im Jetzt.

Jean atmete tief ein und marschierte quer über den noch im Schatten liegenden Platz in Richtung des grünen Vorhangs, hinter dem sich das eigentliche Haupttor zum Phasenland befand. Die Vögel waren bereits wach und zwitscherten alarmiert, wenn er ihnen zu nahekam. Ansonsten war ausschließlich das Gluckern und Plätschern von Wasser zu vernehmen. Der zentrale Teil des Platzes war offensichtlich nicht dafür ausgelegt worden, von Besuchern begangen zu werden. Hin und wieder schien es sicherer, ein paar Schritte zurückzugehen und einen kleinen Umweg in Kauf zu nehmen. Fast wäre er mit einem Pfau zusammengestoßen, der sich an einem der erdigen Stellen zu schaffen machte. Vermutlich in der Hoffnung, einen Wurm zu finden. Kurz darauf ließ Jean die Einöde hinter sich und fand sich dem Eingangstrakt des Parks gegenüber.

Der Automatismus schien noch nicht eingeschaltet: Der Vorhang blieb geschlossen. Per Hand die eine Seite des bewachsenen Netzes zur Seite schiebend, sah Jean, dass das gestern entdeckte Fallgitter tatsächlich herabgelassen worden war. Außerdem war das Tor geschlossen. Hier kam er vorerst nicht weiter.

Oder doch?

Zu beiden Seiten des zwischen dem Vorhang und dem Tor liegenden Zugangswegs befanden sich niedrige Gebäude, und in dem ersten

gleich rechts von ihm fiel Jean nun eine Tür auf. Sie war grau, wie der Rest der Mauer, deren Oberfläche Fels darstellen sollte. Daher wäre Jean die Tür auch gar nicht aufgefallen, hätte sie nicht einen Spalt weit offen gestanden. Ein Zugang für Mitarbeiter, nicht für Gäste?

Nach einem kurzen Blick über die Schulter, trat Jean zwischen dem Vorhang hindurch und warf einen Blick in das Gebäude. Die Tür führte zu einem notdürftig beleuchteten Treppenhaus. Bevor er den Entschluss zur Erkundung bewusst gefasst hatte, stand er bereits auf der fünften Stufe. Warum jetzt noch aufhören? Hastig erklomm er die Treppe, die vor einer weiteren Tür endete. Einmal hindurchgetreten, befand er sich auf dem Flachdach des Gebäudes und damit erneut im Freien. Wenige Meter vor ihm blockierte die Außenmauer des Freizeitparks sein Weiterkommen, links befanden sich zwei Etagen tiefer die Straße, das Tor und der Zugang zum Phasenland. Rechts überragte ihn eine Burgkulisse, die bis an die Außenmauer heranreichte.

Für den Moment ignorierte er die Leiter, die direkt vor ihm weiter hinaufführte, und ging stattdessen auf dem flachen Dach um den Treppenhausaufbau herum.

Von hier oben ließ sich die südliche Hälfte des *Welcome Plaza* mit einem Blick erfassen. Ein längliches Oval, von Osten nach Westen ausgerichtet. Die Spitze des Phasenlandhotels lag bereits in der Sonne. Sein Zimmer konnte er von hier aus nicht sehen: Es lag auf der anderen Seite des Gebäudes, dem Freizeitpark zugewandt.

Jean hob den Blick, drehte sich um die eigene Achse. «Umso höher, desto besser der Überblick», murmelte er.

Er wandte sich um und trat an die Außenmauer. Nach der Bewältigung der ersten drei Sprossen ruckelte und zog er mit aller Macht an der Leiter. Sie gab keinen Zentimeter nach. Auf dieser Höhe befand er sich bereits innerhalb eines röhrenförmigen Schutzkäfigs, der als Sicherheitsmaßnahme um den Aufstieg angebracht worden war. Die Abstände zwischen den einzelnen Gitterstäben schienen ihm jedoch ziemlich groß zu sein – ausreichend groß, um dazwischen seinem Tod entgegen zu stürzen. Zwar litt er nicht unter Höhenangst, doch wohl war ihm bei einem etwa acht Meter hohen Anstieg ohne richtige Sicherung auch nicht. Wer wusste schon, ob auch die Sprossen dort oben noch ausreichend fest in der Mauer verankert waren? Langsam, mit großer Vorsicht, arbeitete er sich nach oben.

Dabei achtete er darauf, dass er mit dem Körper möglichst nah an den Sprossen blieb, um diese nicht horizontal aus der Mauer herauszuziehen. Zusätzlich stellte er sicher, immer nur eine Hand pro Sprosse zu nutzen. Wenn eine Verankerung nachließ, so konnte hoffentlich die Sprosse in der anderen Hand ihn vor dem Absturz bewahren. Als letzte Maßnahme beschwor er sich, den Blick starr nach oben gerichtet zu halten. Auf keinen Fall wollte er nach unten schauen. Mit diesem Tunnelblick kletterte er mechanisch und mit möglichst sanften und gleitenden Bewegungen die Leiter hinauf.

Wind schlug Jean ins Gesicht, als er sich auf der Außenmauer aufrichtete. Seine Finger krallten sich weiterhin an dem über den Sims hinausragenden Metallkäfig der Leiter fest. Ein Rundlauf verlief hier, hinter den nach außen zeigenden Zinnen. Doch der begehbare Teil der Mauer war bloß einen Meter breit und nach innen völlig ungesichert. Ein falscher Schritt und sein Abenteuer fände ein jähes Ende.

Absichtlich löste er den Blick von den Gebäuden unter sich. Die Steppe, durch die er gestern den Freizeitpark erreicht hatte, schien end- und abwechslungslos. Bis auf den Parkplatz, den einen Bogen schlagenden Zubringer, und – weiter entfernt – die Baracke mit dem Reisebüro von Sergiy, gab es nichts, das dem Auge Einhalt gebot. So richtete Jean seine Aufmerksamkeit wieder auf die Mauer und dem darauf entlangführenden und ungesicherten Weg.

Ohne den Metallkäfig loszulassen, wandte Jean sich nun dem Freizeitpark zu. Solange er geradeaus sah und nicht in den Abgrund vor sich, hielt sich das ungute Gefühl in Grenzen. Das Phasenlandhotel lag zwar etwas höher als seine jetzige Position, doch da er von dort nicht auf diese Seite des Parks hatte schauen können, bot sich ihm nun dennoch ein neuartiger Anblick.

Das künstliche Tal des *Welcome Plaza* nahm nur einen sehr kleinen Teil der Breite des Freizeitparks ein. Rechts und links des Tals schlossen sich jeweils flache, unscheinbare Gebäude an. Gebäude, die angesichts ihrer schmucklosen und zweckmäßigen Bauweise vermutlich nicht für die Parkbesucher gebaut worden waren und die aufgrund der davor platzierten künstlichen Berghänge erst von seiner jetzigen Höhe aus sichtbar wurden. Lagerhallen und Wartungsschuppen lagen im Osten. Eine Vielzahl langgezogener Gebäude breitete sich im Westen aus. Dort gab es auch den ein oder anderen offenen Platz. Wäsche wehte im Wind, und im Freien

stehende Stühle und Bänke legten nahe, dass sich dort regelmäßig Personen aufhielten. Vielleicht handelte es sich um die Unterkünfte all der Leute, die er gestern bei dem Feuerwerk auf der Straße bemerkt hatte.

»Guten Morgen!«

Jean zuckte unwillkürlich zusammen und verstärkte gleichzeitig seinen Griff auf den Leiterkäfig.

»Vorsicht! Sorry, ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Zu spät«, erwiderte Jean, an der Reduzierung seiner Herzfrequenz arbeitend.

»Brauchst du Hilfe beim Herunterklettern?«, fragte der im Schatten stehende Mann unter ihm. »Oder schaffst du das allein?«

Jean fiel auf, dass beide Optionen darauf hinausliefen, sich zu dem Neankömmling zu gesellen. Er fügte sich ohne Widerwehr.

»Ach, Sergiy!«, erkannte Jean den Mann wieder, als er wenig später das Dach des Nebengebäudes erreichte. »In der Kleidung siehst du ganz anders aus.«

Sergiy zupfte lächelnd auf Brusthöhe an den beiden Hälften des roten Livree. Mit den goldenen Knöpfen, dem darunter sichtbaren weißen Hemd, den roten Kniehosen und den weißen Wadensocken sah er ein wenig wie ein Zirkusdirektor aus.

»Mein Vorschlag ist, dass wir gemeinsam frühstücken und uns dann auf den Weg zu dem zweiten Land machen«, schlug Sergiy vor. »Dann kannst du deine Aufgabe dort wahrscheinlich schon vor dem Mittagessen beenden.«

»Wir?«, hakte Jean nach, hinter Sergiy auf den *Welcome Plaza* tretend. »Kommst du mit?«

Als Antwort vollführte Sergiy die Andeutung einer Verbeugung. »Zu deinen Diensten!«

»Tatsächlich?« Seine Chance witternd, schloss Jean auf. Vielleicht ließ sich diese Situation ausnutzen: »Dann kannst du mir bestimmt eine Reihe an Fragen beantworten!«

Der Mann schnalzte mit der Zunge. »So einfach ist das leider nicht. Auf viele, wenn nicht sogar die meisten Fragen – vor allem die wirklich wichtigen und interessanten –, gibt es leider keine einfachen Antworten.« Entschuldigend hob er seine Hände. »Und wenn es sie doch gibt, so fallen sie je nach Individuum unterschiedlich aus.«

»Na ja, es war ein Versuch wert«, sagte Jean, neben Sergiy her schreitend. Er hätte es wissen müssen ...

Wenig später saßen Sergiy und Jean an einem schmiedeeisernen Tisch und nahmen in gewisser Eile ein Sandwich zu sich. Sie befanden sich vor einer ehemaligen Bäckerei, wie die Schriftzüge auf dem Fenster verriet. Das Gebäude bildete zusammen mit seinen Nachbarn den künstlichen Berghang des *Welcome Plaza*.

»Ein beeindruckendes Ensemble«, sagte Jean zwischen zwei Bissen. »Ziemlich ungewöhnlich für einen Freizeitpark.«

»Hm«, stimmte Sergiy zu. Er saß Jean gegenüber und hatte damit einen direkten Blick auf das Phasenlandhotel, an dem er nun hinaufschaute. Jean drehte sich um und tat es ihm gleich.

Auf Höhe des Platzes nahm das Konstrukt die gesamte zur Verfügung stehende Breite ein. Doch nach oben hin verjüngte es sich zunehmend, um auf Firsthöhe nur noch so breit wie drei reguläre Gebäude zu sein. Damit wurde der Eindruck erweckt, es handele sich nicht um eine von Menschenhand erbaute, sondern um eine gewachsene Struktur. Wasser lief an vielen Stellen an der unregelmäßigen Fassade herab, mal als Wasserfall, mal als Rinnsal entlang scheinbar natürlicher Bahnen. Das Auge fand an dem Bauwerk keinen Anfang und kein Ende. Stockwerke konnte Jean nicht ausmachen. Unregelmäßig angebrachte Fenster und kaum eine gerade Linie, ließen an einem durchdachten Konstruktionsplan zweifeln. Die Fassade zeigte sowohl tiefe Eindellungen als auch Hervorhebungen. Letztere sahen eher wie Geschwulste aus. Hier und da lösten sich Elemente der Fassade sogar vollständig und schlugen einen Bogen durch die Luft zurück zum Bauwerk. Pflanzen und Bäume hatten in einer gefühlt unendlichen Anzahl von Nischen ihre Heimat gefunden. Sie fielen in der Farbgebung des Gebäudes, die sich auf Blau und Grün zu beschränken schien, kaum auf. Tropfsteinartig lief das Gebäude nach unten hin aus, überspannte an einigen Stellen die Bahngleise und grub sich dann – wie die Wurzeln eines Mammutbaumes – in den Erdboden.

Als sie kurz darauf auf den westlichen Tunnel unterhalb des Hotels zuliefen, hielt Jean inne und legte den Kopf in den Nacken. Von seiner Position aus erkannte er deutlich mehr Gebäudedetails: eine Gruppe von Venusfallen gerade außerhalb seiner Reichweite, eine badende

Ente in etwa zehn Metern Höhe, das Glitzern einer Fensterscheibe, wo er noch vor wenigen Sekunden bloß Fassade vermutet hatte.

»Was erwartet mich im zweiten Land?«, fragte Jean, als er zu Sergiy aufschloss, der den Tunnel bereits fast durchquert hatte. Sie betraten die obere Hälfte des *Welcome Plaza* und steuerten auf die *Main Street* zu.

»Wo ist die Spannung, wo ist der Lerneffekt, wenn man die Zukunft schon kennt?«, kam wie erwartet eine Gegenfrage.

Plötzlich tauchte auf halber Strecke zwischen dem Schloss und dem Phasenlandhotel eine weitere Person auf. Der eine Kehrschaufel nutzende Mann hatte sie vermutlich längst bemerkt, ihm schien aber wenig an einer Bekanntmachung zu liegen. Er nickte sowohl Sergiy als auch Jean bloß kurz zu, ohne dabei seine Arbeiten einzustellen. Langsam, aber gewissenhaft befreite er die Straße von Zetteln, Verpackungsmüll und anderen Gegenständen.

Jean schloss zu Sergiy auf, gerade als er an dem älteren Mann vorbeilief. Kurz darauf erreichten sie den zentralen Schlossplatz und Jean warf einen Blick über die Schulter, zurück zu dem Straßenkehrer.
»Wer ist das?«

»Nächstes Mal nehmen wir den Zug«, wich sein Begleiter der Frage erwartungsgemäß aus und deutete auf die eben in den Bahnhof »1/2« einführende Lokomotive. Weißer Dampf stieg aus ihrem Rauchfang und Jean verzog das Gesicht, als beim Bremsvorgang Metall auf Metall quietschte.

»Bist du damit bereits gefahren?«

»Nein, bin ich nicht. Aber das weißt du sicherlich – so wie du über alles Bescheid weißt, das ich hier bisher getan habe.« Jean sagte dies in einem scherzhaften Tonfall, um dem unterschweligen Vorwurf die Schärfe zu nehmen. Doch Sergiy reagierte ohnehin nicht darauf. Stattdessen hielt er auf das Tor des zweiten Landes zu.

»Werde ich wieder vorher betäubt?« Erneut versucht Jean die durchaus ernst gemeinte Frage mit einer gewissen Leichtigkeit an den Mann zu bringen. »Oder muss ich bei diesem Spiel in vollem Besitz meines Bewusstseins sein?«

»Ach, das so wertvolle Bewusstsein.« Sergiy war an eine Säule mit Lageplan getreten, die direkt neben dem Tor des zweiten Landes stand. »Das hohe Gut.« Er überflog die Karte, während er weiter sinnierte. »Findest du es nicht interessant, dass Menschen immer nur

derjenigen Lebenszeit einen Wert beimessen, während der sie bei Bewusstsein sind? Dabei liegt die Wahrheit, die Normalität vielleicht viel eher im Zustand des Unbewussten. Immerhin verbringen wir alle den überwältigenden Großteil der Zeit unbewusst. Milliarden Jahre vor unserer Geburt und Milliarden Jahre nach unserem Tod.« Aufrichtig interessiert wandte Sergiy sich nun Jean zu, der sich etwas überrumpelt fühlte. Dann unterbrach Sergiy den Blickkontakt und sagte aufseufzend: »Also ... Was meinst du?«

»Nun ... Ohne Bewusstsein ...«

»Nein, hierzu«, lachte Sergiy, auf den in kräftigen Farben gehaltenen Lageplan des zweiten Landes zeigend. »Ich meinte: Womit möchtest du anfangen? Ich würde entweder das Pferdekarsussell oder den Frosch vorschlagen.«

»Ach so!« Jean überflog den offensichtlich erst vor Kurzem angebrachten Lageplan, erleichtert, dass er zu der philosophischen Frage Sergiys erst mal keine Antwort liefern musste.

Neun Kinderattraktionen gruppierten sich um ein Zentrum, dessen Mitte das von Sergiy bereits angesprochene Karsussell einnahm. Die Fahrgeschäfte trugen zum Großteil deutsche Namen: Neben dem *Pferdekarsussell*, dem *Riesenrad* und dem *Frosch* gab es unter anderem die *Schwebbahn* und die *Flussbahn*. Echte Kreativität ließen die Namen vermissen.

Gleichgültig sah Jean auf. »Keine Ahnung. Gibt es eine Reihenfolge?«

»Eine Reihenfolge wovon? Des Spaßes? Der Erholung? Des Lachens?«

»Die richtige Reihenfolge«, erwiderte Jean irritiert. »Ich bin doch hier, weil ich den Park erleben soll, oder? Weil ich eine Aufgabe zu erledigen habe?«

»Richtig«, stimmte Sergiy zu.

»Und wie erledige ich diese Aufgabe hier am besten?«, bohrte Jean weiter.

»Die Antwort darauf zu finden, gehört mit zu deiner Aufgabe.«

Verärgert schüttelte Jean den Kopf, woraufhin Sergiy ihm eine Hand auf die Schulter legte.

»Frustration ist ein essenzieller Teil des Erlebnisses. Ebenso, wie die richtigen Fragen zu stellen. Nach Antworten zu suchen ist der nächste Schritt. Leider ist diese Suche eher selten erfolgreich.«

»Gute Motivationsrede«, lachte Jean säuerlich, bevor er sich von der Karte ab- und den Fahrgeschäften zuwandte – und damit anscheinend die Inbetriebnahme des Landes triggerte. Lampen leuchteten auf, einige der Attraktionen nahmen Fahrt auf und die ein oder andere Melodie spielte.

Das zweite Land war deutlich größer als das erste, und doch konnte Jean es mit einem Blick in seiner Gänze erfassen. Die Kinderfahrgeschäfte standen in einem Dreiviertelkreis um das Pferdekarrussell gruppiert, das als einziges Fahrgeschäft von allen Seiten begehbar war. Einige kleinere Buden zum Verkauf von Ballons, Eis und Snacks standen ebenso frei. Alle anderen Attraktionen waren dagegen direkt an oder sogar in die das Land begrenzenden Mauern aus großformatigen grauen Steinquadern gebaut worden. Zwischen den Fahrgeschäften befanden sich Bäume mit ausladenden Kronen, Efeu bedeckte einen Großteil der Mauern. Zäune, die bereits starken Rost angesetzt hatten, umgaben Beete und Bäume, die offensichtlich schon seit langer Zeit nicht mehr gepflegt wurden. Einen Anschlag auf die Augen stellten die vielen Lichter dar, die auf so gut wie jeder Oberfläche angebracht worden waren. Einige Birnen waren defekt, aber auch so mochten es immer noch Tausende sein, die entweder durchgängig leuchteten oder in verschiedenen Geschwindigkeiten blinkten. Und das waren bloß die visuellen Eindrücke. Denn nach und nach gesellten sich weitere Melodien und Lieder hinzu. Jede Bude und jedes Fahrgeschäft schien einen jeweils eigenen Soundtrack zu haben.

Gerade nach der verwahrlosten und stillen *Main Street* beziehungsweise dem nie fertiggestellten und ebenso verschwiegenen Phasenlandhotel, mutete dieses grelle, bunte und laute Kinderparadies umso übertriebener an.

»Wo sind die Betreiber der Fahrgeschäfte?«, fragte Jean.

Lächelnd hob Sergiy die Hand. »In gewissem Sinne bin ich das.«

»Gut, dann fangen wir doch mit dem Pferdekarrussell an. Damit bin ich seit vermutlich zwanzig Jahren nicht mehr gefahren.«

»Dein Wunsch sei mir Befehl!«

Über den mit braunen Backsteinen gepflasterten Boden erreichten sie das kleine Karrussell. Musik spielte und die Lichter waren an – doch noch drehte es sich nicht. Von den insgesamt zwölf Pferden waren zehn zu klein für ihn oder Sergiy. Die anderen zwei waren dagegen

sogar größer als ihre realen Vorbilder. Während Jean auf dem Vordersten Platz nahm, stieg Sergiy etwa zwei Pferde hinter ihm auf.

Wie von Geisterhand setzte das Karussell sich in Bewegung. Da der Mechanismus das Pferd bloß im Kreis fahren ließ, ohne dass es eine zusätzliche Schaukel- oder Hebebewegung durchführte, sah Jean nach den ersten paar Runden enttäuscht hinter sich. »Bisschen langweilig.«

»Was hattest du denn erwartet?«

»Ich weiß nicht ... Als ich noch ein Kind war, hatten Pferdekarusells immer etwas Magisches für mich. Etwas Spannendes. Wenigstens ein wenig mehr Bewegung wäre schön. Mein Gaul ist stationärer als gedacht.« Wie zur Bestätigung klopfte er mit der Hand auf den Kunststoffhals des Tieres. Dem dumpfen Ton nach war die Figur massiv. »Außerdem habe ich vergessen, wie schnell mir bei diesem im-Kreis-Fahren schlecht wird.«

»Mehr Bewegung und nicht länger im Kreis fahren«, fasste Sergiy zusammen. »Dein Wunsch ist mir Befehl!«

Entgegen Jeans Erwartung bremste das Karussell nicht ab, sondern beschleunigte sogar. Unter seinem Gesäß gab es plötzlich einen Ruck. Erst jetzt entdeckte Jean zwischen dem Sattel und dem Rest des Pferdes einen schmalen Spalt, der es erlaubte, dass der aus Leder gefertigte Sattel sich unabhängig vom Rest der Figur bewegte. Nun spaltete sich auch das Rückgrat des Tieres, angefangen am Schädel zwischen den Ohren, bis hinunter zum Schwanz.

»Festhalten!«, rief Sergiy.

Jean kam nicht mehr dazu, nach dem Grund für Sergijs Hinweis zu fragen: Ohne weitere Vorwarnung platzten die zwei Hälften des Pferdes zur Seite weg. Die leeren Halbschalen polterten zu Boden – doch Jean fiel nicht. Denn innerhalb der nun entfernten Halbschalen hatte sich – wie in einer Matroschka – ein weiteres, kleineres Pferd befunden. Bloß, dass dieses einen ziemlich lebendigen Eindruck machte. Verwirrt griff Jean nach den Zügeln, als sich das Pferd ohne Vorwarnung aufbäumte und ihn dabei fast abwarf.

Dann brach es aus seiner angestammten Position aus.

Mit wenigen Schritten bahnte das Pferd sich einen Weg zum Rand des Karussells, von wo aus es mit einem gewagten Sprung auf den Pflastersteinen landete. Einen Sekundenbruchteil lang schien es unschlüssig. Dann galoppierte es los.

Zu seiner Schulzeit hatte Jean reiten gelernt, den Sport in der Zwischenzeit aber aufgegeben. Dennoch verspürte er keine Angst, sondern war vielmehr begeistert von dem gelungenen Übergang von einem künstlichen zu einem realen Pferd. Ein toller Trick! Der Gaul schien merkwürdig unbeeindruckt davon zu sein, dass er kurz zuvor noch lebendig in einem Sarkophag eingesperrt gewesen war und verausgabte sich nun nach Herzenslust. Er rannte schnurstracks auf die Pforte des Landes zu, sprintete hindurch und setzt nach links zu einer Runde um das Schloss an. Vorsichtig testete Jean mit den Hacken und den Zügeln, inwieweit das Pferd sich führen ließ. Es gehorchte sofort.

Jean warf einen Blick hinter sich und entdeckte Sergiy, der ihm mit einem breiten Grinsen dicht auf den Fersen war. Von spielerischem Ehrgeiz erfasst, gab Jean seinem Gaul die Sporen. Augenblicklich beschleunigte das Tier und stob immer schneller um das Schloss herum. Innerhalb weniger Sekunden fanden sie sich bereits wieder in Sichtweite der *Main Street*, auf der immer noch der Straßenfeger seiner Arbeit nachging. Neugierig hielt er inne und verfolgte Jeans Ritt mit den Augen. Jean lächelte dem Mann zu – und übersah dabei fast die umgestürzte Bank. Ohne auf eine Anweisung zu warten, setzte das Pferd darüber hinweg und begann die zweite Runde um das Schloss. Jean bremste das Tier langsam ab und lotste es zurück zum Tor.

Kaum eine Minute später und zurück im zweiten Land, stieg Jean mit vom Wind zerzausten Haaren ab. Sergiy tat es ihm gleich und band dann sowohl sein als auch Jeans Ross an eine Stange des Karussells an.

»Das war super!«, freute sich Jean, während er sich umsaß. »Ich fühlte mich wieder wie damals als Kind! Sind alle Fahrgeschäfte hier so speziell? Kann ich jetzt zu dem Frosch?« Er zeigte auf eine gelbgrüne Konstruktion auf der linken Seite des Platzes.

»Wenn du möchtest ...«

»Was kann er?«

»Sich auf und ab bewegen, vermute ich«, lachte Sergiy.

Dass ihn mehr zu erwarten schien, erkannte Jean kurz darauf bereits an den Sicherheitsvorkehrungen. Fahrgeschäfte wie der Frosch bestanden normalerweise aus einem breiten, vertikal verfahrbaren Balken mit ein paar darauf angebrachten Sitzen. Der Balken wurde in die Höhe gezogen und in kleinen Schritten fallengelassen, sodass eine

hüpfende Bewegung simuliert wurde. Als Sicherheit reichte für diese kindgerechten Fahrgeschäfte ein einfacher Hüftbügel oder Gurt. Hier jedoch wurde Jean mit einem Schulterbügel in dem gelb-grünen Gefährt fixiert. Voller Vorfreude wartete er auf die sicherlich bevorstehende Überraschung.

Der Balken fuhr hoch – und kehrte in hüpfenden Bewegungen die etwa vier Meter zum Boden zurück. Der Vorgang wiederholte sich mehrfach. Dabei wurden die Fallabstände allmählich größer. Außerdem gab es beim dritten Mal nur noch drei Hüpfer. Beim vierten Mal zwei.

Dann rauschte der Balken vom höchsten Punkt aus ungebremst zu Boden.

Einen kleinen Aufschrei konnte Jean sich nicht verkneifen. Den Rücken in den Sitz drückend und die Arme um den Bügel geklammert, wartete er auf das Aufsetzen.

Der Balken federte in letzter Sekunde vom Boden aus zurück in die Höhe, erreichte den höchsten Punkt und rauschte erneut herab. Auch dieses Mal schoss das Gefährt genauso schnell wieder hinauf, doch eine neue Dimension kam hinzu: Es löste sich aus seiner Befestigung!

Plötzlich frei von seiner führenden Schiene, sprang der Balken nun über den Platz des zweiten Phasenlandes. Wie von Zauberhand gesteuert, landete es dabei weder auf einer der Buden, noch rammte es eines der anderen Fahrgeschäfte. Auch der vor dem Fahrgeschäft wartende Sergiy kam nicht zu schaden, obwohl er keine Anstalten machte, aktiv sicheren Boden aufzusuchen.

Mit weit aufgerissenen Augen sah Jean sich um. Trotz des schnellen Auf und Ab, versuchte er einen Blick über die Mauern des Landes zu werfen. Leider überragten sie die Sprunghöhe.

Nach einer gehüpften Runde um das Karussell herum, kehrte der Balken aus eigenem Antrieb zurück zu der vertikalen Führung des Frosches und klinkte sich mit einem unsanften Ruck wieder ein. Kurz darauf sank der Balken zurück zum Boden, der Sicherheitsbügel öffnete sich und Jean stieg mit weichen Knien aus.

»Wow!«, nickte er anerkennend. »Das nenne ich eine Weiterentwicklung der Technologie! Da kommt man sich wieder wie ein kleines Kind vor – Überraschungen hinter jeder Ecke.«

»Schön, dass es dir gefallen hat«, freute sich Sergiy.

»Unglaublich, dass so etwas überhaupt sicher gebaut werden kann.«

»Sicherheit hat im zweiten Land höchste Priorität!«, betonte Sergiy.
»Wobei es hilft, dass wir momentan relativ wenig Besucher haben.«

»Momentan?«, hakte Jean sofort nach. »Der Park und das Hotel machen nicht den Eindruck, als ob sie größeren Menschenmengen gewachsen wären. War der Park überhaupt jemals regulär im Betrieb?«

»Das kann ich nicht beantworten«, erwiderte Sergiy.

»Weil du es nicht weißt, oder weil du es nicht möchtest?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Du solltest Politiker werden«, gab sich Jean geschlagen, bevor er auf das nun geschlossene Tor zeigte und das Thema wechselte. »Darf ich nicht mehr hinaus?«

»Natürlich darfst du hinaus«, widersprach Sergiy, bevor er hinzufügte: »Sobald du herausgefunden hast, wie.«

»Eine Herausforderung«, erkannte Jean. »Ich habe mich schon gefragt, wann der harte Teil beginnt ...« Nachdenklich kratzte er sich die Stirn. »Das Riesenrad? Vielleicht bringt der Blick von oben die Erleuchtung?«

»Leider außer Betrieb.«

»Selbstverständlich«, nickte Jean. »Nun gut, was dann? Eine Kinderrutsche, drehende Teetassen, eine Schwebebahn, eine Wasserbahn, ...« Er drehte sich um und suchte mit den Augen die nähere Umgebung ab. »Was hältst du von dem da hinten?« Er zeigte auf eine große, vertikale Wand, auf der ein Piratenthema dargestellt war. Tosende Wellen, der Jolly Roger, eine Karibikinsel, Schatztruhen und selbstverständlich auch den ein oder anderen Piraten, dem ein Auge oder Bein fehlte. Relativ weit oben stand der Name der Attraktion: ein einzelner, überdimensionaler, griechischer Buchstabe.

»Phi«, sagte Jean, das griechische Zeichen ϕ aussprechend. »Hört sich irgendwie nicht nach Kleinkindattraktion an. Und somit vielversprechend.«

»Ich denke, das ist eine gute Wahl«, erwiderte Sergiy.

Einen deutlicheren Hinweis konnte Jean von Sergiy kaum erwarten, und so steuerten sie auf die etwa fünfzehn Meter hohe Wand zu. Den Kopf in den Nacken gelegt, studierte Jean das Bild. Es ließ sich nicht daraus ableiten, was die Attraktion zu bieten hatte. Allerdings konnte Jean eine Vielzahl an Löchern ausmachen, die sich über die Wand verteilten. Kreisrund und mit einem Durchmesser von etwa zwanzig

Zentimetern. Ob sie Kanonenkugeleinschüsse darstellen sollten? Als er den Blick senkte, entdeckte Jean zu seinen Füßen ein Förderband aus Reifen. Gerade als er es näher betrachten wollte, setzten sich die Reifen in Bewegung und aus einem Bau zu seiner Rechten kam ein Piratenschiff auf ihn zugerollt. Ein Piratenschiff mit merkwürdigem Design: Das ganze Boot schien einem Frauenkörper nachempfunden. Mit dem Bauch nach unten, bildete das Hohlkreuz der Frau das Innere des Schiffes. Den Bug schmückte das Gesicht. Die Beine waren angewinkelt und die durchgestreckten Zehen zeigten dorthin, wo der Mast normalerweise enden würde. Die Arme waren ebenso durchgestreckt und standen in einem Winkel von etwa sechzig Grad vom Rücken ab. Füße und Hände trafen sich am höchsten Punkt des Schiffes und schienen dort einen Ring zu fixieren. Jean erinnerte sich an eine Zirkusshow, die er vor vielen Jahren besucht und bei der er beinahe körperlich mitgelitten hatte, als eine Akrobatin genau solche Verrenkungen vollführt hatte.

Das Schiff trug den Namen *Santa Maria*, wie aus dem Anhänger hervorging, der an der Kette der Frau hing.

Leise rollte das Gefährt herbei und kam schließlich direkt vor ihm zum Stillstand. Mit einem kurzen Seitenblick auf Sergiy betrat Jean das Boot und setzte sich auf den mittig angebrachten Sitz. Auch hier gab es anstelle des erwarteten Beckengurts eine verriegelte Schultersicherung.

»Es wird eine stürmische See erwartet«, grinste er Sergiy an.

»Ja. Aber für deine Sicherheit ist gesorgt.«

»Da mache ich mir auch gar keine Sorgen«, erwiderte Jean und lehnte sich zurück. Er war gespannt darauf, was sich die Ingenieure dieses Mal hatten einfallen lassen.

Ein Surren ertönte und aus der vertikalen Wand schob sich ein Stahlzylinder, direkt durch den von den Beinen und Armen der Schiffsfrau gehaltenen Ring. Am Zylinder erkannte Jean eine Einkerbung, die vermutlich eine Fixierung im Ring erlaubte. Mit einem weiteren Surren sanken die Reifen unter dem Schiff in die Tiefe.

»Los geht's«, freute sich Jean, während das Gefährt zu schaukeln begann. Schnell gewann es an Höhe. Und ebenso schnell musste Jean feststellen, dass sein Magen nicht mehr an solche Bewegungen gewöhnt war. Vor allem der Umkehrpunkt der Schwingung setzte ihm zu. Das Schiff erreichte bald die Vertikale und eigentlich erwartete

Jean, dass es nicht viel höher gehen würde. Doch sie gewannen weiter an Höhe. Jean befürchtete schon, dass es bald zum Looping kommen würde. Stattdessen merkte er wie in dem nächsten Aufschwung plötzlich der Halt des Schiffes verloren ging. Mit einem hellen, metallischen Geräusch löste sich das Schiff von der Wand und setzte seinen Weg aufgrund des Momentums schräg nach oben fort. Jeans Hände krallten sich an seinem Schulterbügel fest, während er im Hohlkreuz der Santa Maria auf den Scheitelpunkt und den sich daran anschließenden Fall wartete. Doch genau am höchsten Punkt schoss ein weiterer Stahlzylinder aus der Wand heraus, durchstieß den Ring präzise, und fing damit das Schiff auf.

»Beeindruckend«, murmelte Jean, krampfhaft bemüht, seinen Magen zu beruhigen.

Gute drei Meter über dem Boden gewann das Schiff mit jeder Schwingung erneut an Höhe und sprang ein weiteres Mal die Wand hinauf. Die Sprünge erfolgten nun mit immer kürzeren Abständen, bis das Schiff sich am oberen linken Ende des groß aufgemalten ϕ befand. Dort nahm es weiter an Fahrt auf, bis es schließlich zum gefürchteten Looping ansetzte. Jean schloss einen Moment lang die Augen, doch das verstärkte die Übelkeit nur. Schnell öffnete er sie wieder und suchte nach einem Fixpunkt, während das Schiff den zweiten Looping begann. Es beschleunigte weiter, sodass der dritte und vierte Überschlag Jean immer stärker in den Sitz drückte. Es fühlte sich so an, als würde die Attraktion sich auf einen unbekanntem Höhepunkt zubewegen. Jean war speiübel und er befürchtete, es würde eher zu einem persönlichen Tiefpunkt kommen, bei dem sein Mageninhalt von der Attraktion geputzt werden müsste. Die Fliehkräfte drückten momentan noch alles nach unten, aber wie lange noch?

Erneut ertönte das metallische »Klang!« und das Schiff segelte frei durch die Luft, stieg weiter, überschlug sich, setzte zum Fall an und wurde durch einen neuen Stahlzylinder abgefangen.

Langsam sank das Schiff herab, fuhr in das kleine Gebäude ein, aus dem es vorhin gekommen war. Es enthielt einen Souvenirshop und den Ausgang. Jean blieb noch eine Minute lang sitzen, nachdem der Schulterbügel ihn freigegeben hatte. Er schluckte ein paar Mal, versuchte die Übelkeit in den Griff zu bekommen und stand dann schließlich auf. Ein als Pirat verkleideter Angestellter grinste ihn an.

»Seekrank?«

Jean schluckte und nickte bloß, auch wenn er sich innerlich freute, einen weiteren Menschen in dem bisher so leeren Freizeitpark zu begegnen.

»Hier, als Andenken.« Der Mann überreichte ihm einen Schlüsselanhänger in Form eines φ. »Auch wenn dein Magen sich an die Form dieses Buchstabens auch ohne Memento noch lange erinnern wird.«

Jean nickte erneut, verließ den Laden und lief Sergiy entgegen – nur um zum Mülleimer zu eilen und dort seinen Magen zu entleeren.

Eine Hand tätschelte beruhigend seinen Rücken.

»Das ist definitiv keine Kinderattraktion«, stellte Jean schwer atmend fest. Er versuchte seine Scham zu überspielen. »Zwar einerseits unglaublich und fast schon Zauberei – ich kam mir wie im Film vor. Aber dennoch absolut nicht zu empfehlen.«

Sergiy lachte. »Keine Ahnung – ich habe mich bisher geweigert, dort mitzufahren.«

Jean richtete sich auf, wischte sich den Mund mit einem Taschentuch ab. »Dann lass es lieber und rate auch dem nächsten Besucher davon ab.«

»Ich verfüge leider nur über ein Kurzzeitgedächtnis und habe das bis dahin längst wieder vergessen«, sagte Sergiy verschmitzt. »Außerdem wird man nur aus Erfahrung schlau.« Als er jedoch bemerkte, wie peinlich Jean die ganze Situation war, wurde er ernst und legte einen Arm um Jeans Schultern. »Kein Grund sich zu schämen. Du hast vielmehr Grund, dich zu freuen, denn schau: Das Tor ist wieder offen! Du hast die Prüfung überstanden!«

Sie schritten in Richtung des Tores, an dem Tane auf sie wartete.

»Hast du von dort oben eigentlich etwas sehen können?«, wollte Sergiy wissen.

Unwillkürlich wurde Jean langsamer. Verdammte! Er war viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, seine Übelkeit im Zaum zu halten und hatte überhaupt nicht daran gedacht, die Aussicht zu prüfen.

Sergiy lachte. »Spielt auch keine Rolle, ärgere dich nicht. Übrigens ...«

Er brach mitten im Satz ab, als sie beide ein anschwellendes Grollen bemerkten.

»Beine auseinander!«, befahl Sergiy. Tane hatte ihn entweder verstanden, oder aber, er kannte die Prozedur bereits: Auch er spreizte die Beine.

Dann fing der Boden an zu beben.

Erst schwach in einzelnen Wellen, dann immer stärker, gefühlt minutenlang, vermutlich jedoch nicht länger als zehn Sekunden. Panisch sah Jean sich um. Kleinere Steine fielen von den Mauern des Landes herab, Fahrgeschäfte zitterten und Bäume verloren Blätter.

Schließlich erstarb das Grollen und der Boden bewegte sich nicht länger.

»Die Gefahr ist vorüber«, sagte Sergiy und richtete sich auf. »Alles in Ordnung?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Jean.

»Komm!«, winkte Sergiy ihn zum Ausgang des Landes. »Ich muss kurz etwas überprüfen und lasse dich solange in der Obhut von Tane. Ich stoße später wieder zu euch.«

Unschlüssig beobachtete Jean, wie Sergiy über den Schlossplatz eilte und in der *Main Street* verschwand.

Und nun?

So ist das Leben ... 2

Das von Tane mitgebrachte Lunchpaket auf den Knien, saß Jean neben dem Maori auf einer Holzbank am Schlossplatz. Die Sonne brannte, majestätisch erhob sich das Schloss direkt vor ihnen in den blauen Himmel. Stille herrschte. Nicht einmal Vögel schienen zugegen zu sein.

Doch idyllisch war die Stille nicht.

Über dem Schloss zerfaserte langsam eine schwarze Wolke, Staub rieselte überall auf den Platz herab. Irgendetwas in dem Schlossinneren war beim Erdbeben zu Schaden gekommen und die Spuren davon verteilten sich nun auf den Park. Eine zweite schwarze Wolke zeigte sich über Land 7. Sie war größer, unförmiger und löste sich ebenso langsam auf wie die andere.

»Das war wohl nicht geplant«, überlegte Jean laut. »Zumindest schien auch Sergiy überrascht. Was wäre wohl passiert, wenn das Erdbeben etwas früher stattgefunden hätte? Als ich noch in dem springenden Schiff saß?«

Sein Blick blieb an den feinen, schwarzen Staubpunkten auf seinen Händen hängen. »Oder ist das eher eine psychologische Komponente? Vielleicht möchten die Parkbetreiber, dass ich mir Sorgen mache?«, fragte er, weniger Tane, sondern sich selbst. »Ich verstehe nach wie vor nicht so richtig den Nutzen des Ganzen. Ich meine: Warum mache ich diese Spiele? Was soll ich dabei herausfinden?«

Sein seitlicher Blick auf den Maori führte zu keiner Erkenntnis. »Ich darf, beziehungsweise soll verschiedene Fahrgeschäfte testen, wofür andere in der Regel Geld bezahlen müssen. Dazu handelt es sich dabei um Attraktionen, die direkt einer Kleinkindfantasie entsprungen scheinen. Ein lebendiges Karussell, ein herumhüpfender Frosch und schließlich ein fliegendes Piratenschiff. Als Kind hätte ich mich hier bestätigt gefühlt, dass alles möglich ist, wenn ich es mir nur vorstellen kann. Die reinste Magie.«

Er dachte kurz nach und fuhr dann fort. »Dabei hatte ich erstaunlicherweise nie wirklich Angst, dass mir etwas passieren könnte. Immer umsorgt und sicher. Im Mittelpunkt. Heile Welt. Bis auf den Brechreiz am Ende, natürlich ...«

Ausdruckslos sah Tane ihn an, nickte gedankenverloren, wenn auch leider an den falschen Stellen seiner Erzählung.

Jean merkte, wie seine Gedanken fort vom zweiten Land gelenkt wurden. Irgendetwas beunruhigte ihn, allerdings konnte er nicht fassen, was es genau war.

»Mir war seit Jahren nicht mehr so schlecht! Kinder vertragen wilde Bewegungen deutlich besser. Vermutlich, weil sie nicht den ganzen Tag wie Erwachsene am Schreibtisch sitzen und der Gleichgewichtssinn dementsprechend kaum noch trainiert wird.«

Er sah auf seine linke Hand, die unruhig die rechte knetete. Schnell setzte er sich auf beide Hände, um seine Nervosität zu verbergen. Er unterdrückte den Impuls, das rechte Knie anzuwinkeln und mit den Fingern die Form des silbernen Anhängers nachzufahren.

»Mit dem Niedergang der Bewegung beginnt auch der Abbau der körperlichen Funktionen.« Er zuckte die Schultern. »Na ja, nach der Peinlichkeit von eben, kann ich Sergiy wohl kaum noch schocken. So gesehen, ist der Tiefpunkt erreicht. Außerdem verbinden Peinlichkeiten die Menschen auf ihre Art.«

Er schüttelte sich, als ein Schauern seinen Rücken entlanglief. Irgendetwas stimmte nicht. Unruhig sah er Tane nun direkt an. Und plötzlich fiel es ihm ein.

»Die Pille! Weißt du noch? Diese kleinen, weißen Pillen? Du hast mir gestern Abend eine auf den Nachttisch gelegt. Hast du noch eine davon?«

Der Riese sah ihn freundlich an, überlegte, legte die Stirn in Falten und schaute dann auf die Uhr. Dies schien ihn an etwas zu erinnern und er zeigte auf Jeans Lunchpaket.

Jean öffnete die Papiertüte. Ganz oben lag ein Glückskeks.

So sehr er sich auch konzentrierte, Jeans Finger zitterten plötzlich leicht. Beim Aufbrechen des Kekses wären ihm dabei fast sowohl der darin befindliche Zettel als auch die kleine Tablette heruntergefallen. Indem er geistesgegenwärtig die Schenkel zusammenpresste, fing er beides auf. Betont kontrolliert beförderte er die Pille zum Mund und schluckte sie hinunter.

Bereits nach wenigen Sekunden entfaltete die Pille ihre Wirkung. Das Zittern ließ nach und er lehnte sich erleichtert an die harte Rückenlehne.

»Ich weiß zwar nicht, wofür die Pillen gut sind, aber sie machen echt abhängig!« Er schnaubte und schüttelte den Kopf. »Sei so lieb, Tane, und erinnere mich nachher daran, Sergij darauf anzusprechen.«

Dann gab Jean sich eine weitere Minute, um seinen Puls unter Kontrolle zu bekommen, bevor er nach dem Papier griff, das noch zwischen seinen Beinen klemmte. Die ausgedruckten Zeilen schienen eine Fortsetzung des Textes zu sein, den er gestern in der kleinen Dose gefunden hatte:

Schon als Kind wurde mir immer erzählt:

»Genieße deine Jugend! Nie mehr erlebst du eine so schöne Zeit. Alles ist möglich, alles kannst und darfst du entdecken. Nichts musst du dafür tun und nichts kann dir etwas anhaben, da du immer umsorzt und geliebt wirst. Bist du dagegen erwachsen, wird die Zeit nur so dahinfliegen, und bevor du es realisierst, bist du am Ende deines Lebens angelangt.«

Nicht, dass ich nicht versucht hätte, die mir gegebenen Jugendjahre intensiv zu durchleben. Aber es ist sehr schwer, etwas wirklich bewusst zu genießen, wenn man sich gerade in dem betreffenden Lebensabschnitt befindet und noch gar keinen anderen zum Vergleich heranziehen kann. Dazu kam noch, dass mir meine Jugend nicht unbedingt Spaß gemacht hat. Fehlende Akzeptanz, Unsicherheiten, Ängste ... Aber meine Jugend ist eine lange und traurige Geschichte, für deren Erzählung mir jetzt wohl keine Zeit mehr bleibt.

Hier endete der Text. Nachdenklich faltete Jean den Zettel zusammen.

»Nicht unbedingt eine positive Lebenssicht«, resümierte er. »Und es wird sogar noch schlimmer, denn das Zeitempfinden spielt einem während glücklicher, positiver Lebensphasen böse mit. Bei Spaß geht die Zeit wie im Flug vorbei. Bei Langeweile kriecht sie dagegen nur so dahin.«

»Das kann ich bestätigen«, sagte eine amüsierte Stimme hinter ihm. »Damit dürften sich die nächsten zehn Minuten bedeutend kürzer anfühlen!«

»Sergij!«

Grinsend trat der Mann hinter die Bank und sah auf Tane und Jean herab.

»Will ich wissen, was in den nächsten zehn Minuten passiert?«, fragte Jean. »Weitere Todesfallen?«

»Nein!« Aufgeregt kam Sergiy einen Schritt näher und sagte verheißungsvoll: »Eine Parade!«

»Eine ...«, begann Jean, unterbrach sich aber selbst, als Musik einsetzte. Ein Auftakt mit Schlagzeugwirbel, dann ein paar tiefe Basstöne, vermutlich von Pauken stammend. Der Rhythmus schien von irgendwo schräg hinter ihnen zu kommen. Jean stand auf. Einige Meter die Straße hinunter tauchte ein in hellen Rot- und Gelbtönen dekoriertes Gefährt auf. Im Schrittempo rollte der Umzugswagen auf den Platz, gefolgt von nicht weniger farbenfroh gekleideten Menschen. Als Herkunftsort des Aufmarsches erkannte Jean das dritte Land, dessen Tor nach bestandener Prüfung im zweiten Land nun geöffnet war.

»Immer gut für eine Überraschung«, sagte Jean. »Der Park, meine ich.«

Sergiy, nach wie vor in roter Livree, sah nicht auf die Parade in seinem Rücken, sondern blickte mit einem wissenden Lächeln Jean an. »Wie das Leben selbst.«

Phase 3

Der Trommelwirbel und die Paukenschläge bildeten den Auftakt zu einem fröhlichen Marsch, der die Motorengeräusche des Zugwagens übertönte. Fasziniert versuchte Jean Details der Prozession auszumachen. Auf einer Empore auf dem Dach des Fahrzeugs standen zwei kleine Feen und winkten herunter. Im ersten Moment dachte Jean, es würde sich um mechanische Puppen handeln, doch dann erkannte er seinen Irrtum. Waren es Kinder? Allerdings schienen die Bewegungen der beiden eher auf Erwachsene zu deuten. Auf sehr kleine Erwachsene. Die grelle Gesichtsschminke und die Feenkostüme – inklusive Flügeln, die größer als die Personen selbst waren – ließen aber keinen endgültigen Schluss zu.

»Sind das Kinder oder Erwachsene?«, fragte Jean.

»Spielt das eine Rolle?«, erwiderte Sergiy.

»Wenn man den Kinderschutzbund und das Gesetz gegen Kinderarbeit ernst nimmt, dann schon«, murmelte Jean, drängte aber nicht auf eine Antwort.

Ein junger Mann in rotem Anzug und mit gleichfarbigem Zylinder hatte sich aus dem Umzug gelöst und schien als Aufgabe zu haben, für Sicherheit zu sorgen. Mit ernster Miene scheuchte er Jean und seine beiden Begleiter einen halben Meter zurück. Seine unruhigen Augen fuhren nur beiläufig über Jeans Gesicht, ohne besonderes Interesse zu zeigen. Dafür blieb Jeans Blick an der Stirn des Mannes hängen. Das darauf befindliche Tattoo lag aufgrund des Zylinders zwar im Schatten, war aber dennoch gut erkennbar. Es schien aus Buchstaben zu bestehen, insgesamt drei Worte bildend. Gerade als Jean realisierte, dass es sich um Spiegelschrift handelte, war der Mann bereits an ihm vorbeigeeilt. Jean sah ihm ein paar Schritte hinterher und wandte sich dann wieder der Parade zu.

Hinter dem Leitwagen mit den beiden Feen marschierte ein farbenfrohes Ensemble von Märchenfiguren. Pixies in Pastelltönen und Zwerge in grün-braunen Anzügen hielten Triangeln beziehungsweise kleine Xylofone in den Händen. Kurz bevor sie an Jean, Tane und Sergiy vorbeizogen, stimmten sie in die Musik ein und ergänzten sie mit einer fröhlichen Melodie. Diejenigen, die keine Instrumente in den Händen hielten, tanzten herum, lösten sich von der Parade, um einen Salto zu schlagen oder einen Überschlag zu

vollführen. Insofern Jean es erkennen konnte, galt die ganze Aufmerksamkeit den drei Zuschauern. Kein Wunder, waren sie doch die einzigen Anwesenden, die nicht selbst Teil der Parade waren. Wobei: Gute dreißig Meter entfernt, am Zugang zur *Main Street*, stand wieder der Straßenkehrer. Auf seinen Besen gelehnt, beobachtete auch er die Prozession.

Hinter den Zwergen und Pixies liefen drei Pferde, umgestaltet zu Einhörnern. Auf ihren Rücken saß jeweils eine Fee, die Jean und seinen Begleitern zuwinkte.

Amüsiert sah Jean zu Sergiy, der aber ein größeres Interesse an Tane als an der Parade zu haben schien: Die beiden unterhielten sich angeregt, dabei wild gestikulierend. Sie nahmen von ihm keine Notiz und Jean konnte aufgrund der Musik nicht hören, worüber sie sprachen.

Es war albern – das wusste Jean – und doch fühlte er sich ausgeschlossen. Zwei Personen, die er erst seit gestern beziehungsweise heute kannte, und schon wurmte es ihn, wenn sie ihm nicht die gewohnte Aufmerksamkeit zukommen ließen. Gleichzeitig verspürte er so etwas wie Eifersucht, da Sergiy anscheinend über eine gemeinsame sprachliche Basis mit Tane verfügte.

Er schob den Gedanken beiseite und konzentrierte sich wieder auf die Parade, die nun mit Bäumen aufwartete. Wandelnden Bäumen. Erst beim zweiten Hinsehen erkannte Jean, dass die drei Gestalten nicht in ein Kostüm mit merkwürdigen Auswüchsen gezwängt worden waren, sondern unter erheblichen Missbildungen litten. Bei allen drei Darstellern schienen die von braunen Hosen bekleideten Beine entweder extrem verkürzt, oder aber miteinander verwachsen zu sein. Die daraus resultierende Fortbewegung war eine Mischung aus Humpeln, Laufen und Hüpfen. Ihre Körper waren von Buckeln, Wulsten und Auswüchsen verunstaltet; die in braunen Stoff eingewickelten Arme standen in teilweise unnatürlichen Winkeln vom Körper ab. Grüne Blätter waren an der Oberbekleidung befestigt worden.

Fasziniert und ungeniert starrte Jean sie an, bis ihm sein Verhalten bewusst wurde und er peinlich berührt den Blick senkte. Fast schon erleichtert stellte er kurz darauf fest, dass nach den Kleinwüchsigen und den missgebildeten Erwachsenen nun Menschen mit regulärem Erscheinungsbild ihre Aufwartung machten. Gleichzeitig schalt er sich

innerlich über seine Erleichterung. Er konnte sich nicht entscheiden, ob er froh darüber sein sollte, dass die Kapriolen der Natur im Phasenland eine wie auf sie zugeschnittene Arbeitsstelle gefunden hatten, oder ob er traurig darüber sein sollte, dass sie hier quasi ausgestellt wurden.

Ein kurzer Blick zur Seite zeigte, dass Tane und Sergiy sich weiterhin unterhielten.

Die nun auflaufenden Personen normaler Statur waren als Elfen verkleidet und zogen zu viert an Seilen, die wiederum an zwei Posaunen auf Rädern befestigt waren. Über den Posaunen befanden sich jeweils zwei parallele Metallstangen, nicht unähnlich dem Aufbau eines Turnbarrens. Zwei Kleinwüchsige stützten sich dort ab und trommelten mit den Füßen den Marsch. Gefolgt wurde diese sportliche Darbietung durch eine größere Gruppe von muskelbepackten Erwachsenen. In hautenge Hosen gekleidet und die nackten Oberkörper in Grüntönen angemalt, waren die darauf angebrachten künstlichen Schatten derart geschickt umgesetzt, dass die Männer ein unnatürliches und fast schon manieristisches Aussehen bekamen. Mit ihren breiten und gedrungenen Gesichtern erinnerten sie Jean an Orks. Einige trugen eine Trommel vor sich her, die sie mit einem Lederriemen an ihrem Bauch befestigt hatten und auf die sie mit schweren Knüppeln eindroschen.

Die abschließende Gruppe an Darstellern war eindeutig das Highlight der Parade. Ein Verband von Riesen marschierte an Jean, Tane und Sergiy vorüber. Alle mindestens zwei Meter zwanzig oder größer. Die Männer und Frauen trugen auf ihren Schultern hölzerne Konstruktionen, auf denen jeweils Kleinwüchsige balancierten. So trug einer der Riesen eine Holzbrücke, die sowohl hinter als auch vor ihm eine Trage für jeweils einen Zwerg mit seiner Trommel bereithielt. Die schweren Stiefel mit dicken Sohlen, die langen Kleider, die hohen Frisuren und die im Vergleich winzigen Zwerge – dies alles verstärkte bloß den Eindruck, es handele sich um übergroße Geschöpfe.

Der Anführer der Gruppe hob nun seine riesige Pranke zu einem Gruß und winkte ihnen zu. Nein: Er winkte sie herbei.

Unsicher wandte Jean sich an den immer noch mit Tane diskutierenden Sergiy. »Sollen wir zu ihm gehen?«

»Wie?« Aus dem Konzept gebracht folgte Sergiy Jeans Fingerzeig. Zurück im Hier und Jetzt erstrahlte er über das ganze Gesicht und setzte sich in Bewegung. »Los!«, rief er Tane zu.

Plötzlich allein vor der Bank stehend, schloss Jean zögernd zum Ende der Parade auf. Als Einzelperson kam er sich exponiert und isoliert vor.

Sowohl Sergiy als auch Tane bekamen von den Riesen Beckengurte mit Trommeln umgeschnallt. Klöppel wurden von vorne nach hinten durchgereicht und ihnen in die Hände gedrückt. Dann versuchten beide, den Anweisungen des Dirigenten zu folgen. Jean musste lachen, als sowohl der Maori als auch Sergiy kläglich am Rhythmus scheiterte.

Nun wurde auch Jean von einem der Riesen ein Beckengurt angeboten. Er ließ den Mann gewähren, der aus der Nähe noch beeindruckender wirkte, und nahm ebenso zwei Klöppel entgegen. Tatsächlich musste er jetzt selbst feststellen, dass das Getrommel schwieriger war als es aussah. Zwar stellte er sich im direkten Vergleich zu den beiden vor ihm gehenden Leidensgenossen geschickter an, aber von Musik konnte man noch lange nicht sprechen.

Eine riesige Pranke nahm ihm einen der Klöppel weg und schlug den Takt für ihn. Jean sah in das leicht genervte Gesicht einer der Riesen, der ihm dann mit Nachdruck das Schlaginstrument zurück in die Hand gab.

Bemüht, den eben vorgegebenen Rhythmus zu imitieren, schlug Jean erneut auf die Trommel ein. Doch schon nach wenigen Schlägen riss der Riese ihm mit einem ungeduldigen Stöhnen beide Klöppel aus den Händen, löste ungestüm den Beckengurt und gab ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, er solle die Parade wieder verlassen.

Überrascht wusste Jean im ersten Moment nicht, wie er zu reagieren hatte. Dann sprang er über seinen Schatten und lächelte bemüht. »Lass mich das bitte noch mal versuchen. Die beiden vor mir sind kaum besser als ich.«

»Wie?«, wandte Sergiy sich lachend um. »Tane und ich sind auf einer steilen Lernkurve!«

»Von der wurde ich eben entfernt«, gab Jean frustriert zurück.

»Morgen ist wieder ein Tag«, meinte Sergiy nur, weiter auf seine Trommel eindreschend.

Jean wandte sich wieder dem Riesen zu. »Lass es mich bitte erneut versuchen!«

Aber der Riese schien das Interesse an Jean vollständig verloren zu haben. Stattdessen winkte er dem Straßenkehrer zu. Zögernd folgte der ältere Mann der Aufforderung, nachdem er seinen Besen vorsichtig gegen eine Hauswand gelehnt hatte. Sofort wurde er in die Gruppe eingegliedert und versuchte sich nun seinerseits am Trommeln. Nach Jeans Meinung waren die Fähigkeiten des Arbeiters zwar keinen Deut besser als seine eigenen, doch der Riese schien zufrieden. Zumindest ließ er den Straßenfeger gewähren.

Jean war ein paar Schritte entfernt von der Parade stehen geblieben und sah nun mit keimender Verärgerung zu, wie diese sich langsam von ihm entfernte. Tane und Sergiy schienen sein endgültiges Ausscheiden nicht einmal bemerkt zu haben und schlugen mit großer Freude auf ihre Trommeln ein. Bei ihnen schien sich niemand über mangelndes Taktgefühl zu beschweren.

Als auch nach einer weiteren gefühlten Ewigkeit keiner die Anstrengung unternahm, ihn wieder einzubinden, kehrte Jean schließlich der Parade den Rücken und suchte erneut die Bank auf. Mit einem Seufzen setzte er sich hin und wartete. Die Musik drang nach wie vor an seine Ohren und er konnte anhand des Echos ziemlich genau ausmachen, wo sich das Sammelsurium an Darstellern auf seiner Runde um das Schloss herum gerade befand.

Ihm war die Situation irgendwie peinlich. Außerdem verspürte er eine gewisse Wut. Nein: Enttäuschung. Oder beides? Auf jeden Fall war das Gefühl nicht gegen den Riesen, sondern sowohl gegen Tane als auch Sergiy gerichtet. Die beiden hatten Jean zuerst bei ihrem Gespräch mehr oder weniger ausgeschlossen und dann nicht einmal bemerkt, dass er zurückgeblieben war.

Jean schüttelte den Kopf. Nein, das stimmte so nicht. Vielmehr hatten sie deutlich mehr Interesse aneinander als an ihm gezeigt. Warum störte ihn das so? Zum ersten Mal seit seiner Ankunft im Phasenland fühlte Jean sich nicht mehr als Fokuspunkt aller Anwesenden. Dass er sich über die Gründe seiner Verärgerung bewusst wurde, hieß aber leider nicht, dass diese nachließ.

Der Leitwagen fuhr langsam wieder in sein Blickfeld. Doch statt die kreisförmige Route um das Schloss fortzusetzen – und damit wieder an ihm vorbeizukommen –, hielt die Parade auf das dritte Land zu und

verließ den Platz auf diesem Wege. Bloß Tane und Sergiy – und kurz darauf auch der Straßenfeger – lösten sich aus dem Verbund.

Die Musik klang ab und die letzten Darsteller verschwanden im dritten Tor.

Erstaunt erkannte Jean, dass die drei nicht zu ihm kamen, sondern auf die *Main Street* zuhielten. Tane und Sergiy unterhielten sich, rekapitulierten den Gesten nach die Trommelübung. Der Straßenfeger lief nun ein paar Schritte hinter ihnen.

Doch plötzlich schien sich Sergiy wieder an Jean zu erinnern, denn er drehte sich zu ihm um. »Für heute bist du erlöst! Morgen geht es mit dem vierten Land weiter.«

»Was ist mit dem dritten?«, wollte Jean wissen.

»Das ist gerade an dir vorbeimarschiert!«

Das traf den Sachverhalt ziemlich genau, dachte Jean verbittert: *vorbeimarschiert*. Dies im Gegensatz zu einem gemeinsamen Marschieren. Nachdenklich sah er auf die Rücken der drei Männer, wie sie sich von ihm entfernten.

Nachdem Tane und Sergiy sich von dem Straßenfeger verabschiedet hatten, war dieser zu seiner eintönigen Arbeit zurückgekehrt. An die noch vor wenigen Minuten an den Tag gelegte Energie und Freude erinnerte nun nichts mehr hin. Unwillkürlich dachte Jean an das Umlegen eines Schalters zwischen den beiden Positionen Arbeit und Freizeit. Für Tane und Sergiy schien die Arbeit dabei mehr Spaß als Pflicht zu sein ...

Seine Hände verkrampften sich und er biss die Zähne aufeinander. Einen Augenblick lang überkam ihn Wut. Waren Tane und Sergiy nicht wegen ihm hier? Sollten sie ihn nicht begleiten und ihm helfen? Er konnte sich kaum vorstellen, dass in ihren Arbeitsverträgen etwas von *Trommeln* und *fröhlichen Diskussionen* stand.

Kurzentschlossen stand Jean auf und lief zu dem Tor des dritten Landes. Wenn sich schon niemand um ihn kümmerte, dann konnte er zumindest seine Neugierde befriedigen. Außerdem würde es ihn gar nicht wundern, wenn sein unbeaufsichtigtes Herumschnüffeln nicht wieder jemanden auf den Plan rufen würde ...

Beeindruckt blieb Jean vor dem Tor stehen. Mit kleinen Mosaiksteinchen in den Farben Grün, Blau und Lila waren in sich verknäulte, mystische Schlangenwesen dargestellt, die sich vom

Boden aus den Torbogen hochschlängelten. Trotz der individuellen Größe der vielen Steinplättchen sah die Darstellung erstaunlich organisch aus. Folgte Jean mit den Augen den Schlangen, so ergab sich die Illusion, als käme tatsächlich Bewegung in die schlanken Leiber.

So lebendig und farbenfroh das Tor war, so tot und unnatürlich wirkte das dahinter liegende Terrain. Hohe Mauern zur Rechten und Linken zwängten einen langen, schmalen Streifen an kargem, sandigem Boden ein. Das vollständige Fehlen von Vegetation ließ das Land wie einen tief eingegrabenen Kanal erscheinen. Eine abschließende Mauer auf der gegenüberliegenden Seite schien es nicht zu geben, doch ein Maschendrahtzaun verhinderte ein Kommen und Gehen.

Mit einer gewissen Portion Skepsis trat Jean durch das Tor. Allerdings nicht, ohne vorher sichergestellt zu haben, dass die Pforte hinter ihm nicht ins Schloss fallen konnte. Sein Blick richtete sich auf die grauen Berge, die hinter dem Maschendrahtzaun und der anschließenden Einöde schlagartig in die Höhe zu streben schienen.

Nachdenklich schaute Jean an den kargen Mauern hinauf. Entweder hatte man sich große Mühe gegeben, jeglichen Hinweis auf eine frühere Nutzung zu entfernen, oder aber die hier vorgesehene Attraktion war nie gebaut worden. Doch welche Art des Fahrgeschäfts hätte hier überhaupt Platz gefunden? Der Landstreifen mochte zwar etwa hundert Meter lang sein, aber bloß fünf oder sechs Meter breit.

Jean warf einen letzten, prüfenden Blick auf die Pforte in seinem Rücken, dann beschleunigte er seinen Gang. Er hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er aus dem Augenwinkel plötzlich eine Bewegung wahrnahm. Etwas Weißes zog rechts an ihm vorbei. Erst auf den zweiten Blick erkannte er, dass es sich um eine Maus handelte, die zur Hälfte in einem Röhrchen feststeckte. Ungelenk holperte sie über den sandigen Boden.

»Komm her, ich tue dir nichts«, sagte Jean, die Verfolgung aufnehmend. »Vielleicht kann ich dir helfen.«

Das Tier war aufgrund seiner Behinderung nicht besonders schnell, sodass Jean aufschließen konnte. Die zunehmende Nähe des Menschen ließ den Nager jedoch weitere Kräfte mobilisieren und er rannte auf den Zaun zu. Im Gegensatz zu Jean würde er durch die Maschen passen. Dann konnte Jean ihm nicht mehr helfen.

Ohne an Geschwindigkeit einzubüßen, schoss die Maus auf den Zaun zu und erreichte ihn deutlich vor seinem Verfolger.

Jean schrak zurück.

Ein Aufblitzen, begleitet von einem durch das dritte Land hallenden, lauten Knall. Die Maus wurde zurückgeworfen. Ein dünner Rauchfaden stieg über dem reglosen Körper auf.

Mit wenigen Schritten war Jean bei dem Tier. Das Fell war an einigen Stellen angesengt, die Augen verkohlt. Auch der um den Bauch des Tieres gebundene Zettel – es handelte sich bei näherem Hinsehen doch nicht um ein Röhrchen – war angesengt worden.

Strom. Der Zaun stand eindeutig unter Strom. War die Maus als Warnung zu verstehen? Aber er sollte hier doch keinen Gefahren ausgesetzt sein! Wie passte die magische Atmosphäre im zweiten Land mit der plötzlichen Begegnung mit dem Tod hier im dritten zusammen?

Seinen Ekel überwindend, löste Jean den Draht, mit dem der Zettel an dem Nager befestigt war.

Jean stand auf und sah an dem so unscheinbar wirkenden Zaun hinauf. Dann drehte er sich um und begab sich zurück zu dem Schlossplatz.

So ist das Leben ... 3

Schon immer hat der Gedanke an den Tod mich schwer geängstigt. Ich kann mich daran erinnern, wie ich als kleines Kind nachts wach im Bett gelegen habe. Egal, wie schön der vorher durchlebte Tag gewesen war, ich machte mir nachts mit Gedanken an den unausweichlichen Tod das Leben schwer.

Nun ist nicht der Tod an sich beängstigend, denn er gehört zum Alltag. Erst ein genaueres Auseinandersetzen mit dem Tod fördert dessen unermessliche Grausamkeit zu Tage. Gedanken zum Tod machen das Leben zu einem unerträglichen Zustand.

Man wächst mit dem Wissen auf, dass es einen Tod gibt. Jeder muss sich diesem früher oder später stellen. Egal, ob Bettler, König, Sportler oder Mönch. In einer dieser schlaflosen Nächte aber, wurde mir plötzlich klar, was der Tod genau beinhaltet; was die eigentlichen Folgen sind. Während in Büchern, Filmen oder Gesprächen mit den fürsorglichen Eltern gerne nur von einem ewigen Schlaf geredet wird, so realisierte ich nun, dass diese Vorstellung bei Weitem nicht den wirklichen Horror des Todes beschrieb.

Wenn man schläft, so ist das Gehirn nicht ausgeschaltet. Man träumt, man hat sogar hin und wieder die Möglichkeit, die Träume bewusst zu steuern. Somit ‚ist‘ man. Der Tod allerdings, stellt einen Zustand des sich-selbst-nie-mehr-bewusst-Seins dar. Als dieser Gedanke mich das erste Mal mit voller Wucht traf, wusste ich, dass er mich den Rest meines Lebens begleiten und ängstigen würde.

»Ewiger Schlaf«, murmelte Jean, während er den teilweise angekorkelten Zettel zusammenfaltete und in seine Hosentasche schob. Nachdenklich sah er auf das Schloss vor sich, ohne es wirklich wahrzunehmen. Er setzte sich wieder auf die gleiche Bank, auf der er nach seinem Rausschmiss aus der Parade gesessen hatte.

Es war in der Tat merkwürdig, dass auch er sich so schwer mit dem Gedanken tat, sich seiner selbst nach dem Tod nicht länger bewusst zu sein. Eigentlich war dieser Zustand nicht anders als die vielen Milliarden Jahre vor seiner Geburt. Auch während dieser unermesslich langen Zeit hatte er nicht gedacht, war er sich selbst nicht bewusst gewesen. Damals störte ihn das nicht – wie auch, er existierte ja nicht. Heute, wo er dagegen sehr wohl existierte, störte ihn das immer noch

nicht. Denn dieser Zustand des Unbewussten lag in der Vergangenheit. Was dagegen zählte, war die Gegenwart. Und die Zukunft. Wie der Autor des in seiner Hosentasche befindlichen Textes, litt Jean unter einer Angst vor dem nicht-mehr-Sein, was seiner Definition nach dem nicht-mehr-bewusst-Sein entsprach. Und nun wurde es interessant. Denn übergab er sich nicht tatsächlich jede Nacht aufs Neue dem Schlaf? Der Schlaf – gerade der ohne Träume – war geprägt von der Abwesenheit des Bewusstseins. Genau diese Abwesenheit, vor der er eine so riesige Angst hatte, sie aber trotzdem jede Nacht, ohne mit der Wimper zu zucken, akzeptierte!

»Paradox.« Jean musste unwillkürlich auflachen. Die intellektuelle Herausforderung begann ihm Spaß zu machen. Er lehnte sich auf der Bank nach vorne, stützte die Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in den Händen ab.

Wenn es ihn nicht störte, dass er jede Nacht in einen Zustand der Bewusstseinslosigkeit überging, dann konnte es nicht die Angst vor fehlendem Bewusstsein an sich sein, die ihn antrieb. Die einzige logische Erklärung dafür, dass ihn das Einschlafen nicht ängstigte, war das Wissen darum, am nächsten Morgen wieder aufzuwachen. Er nahm sozusagen nur zeitweilig Abschied vom Bewusstsein.

Er nickte, erst kaum merklich, dann heftiger. Auf dieser Idee ließ sich gedanklich aufbauen!

Denn was wäre, wenn er nun nicht bloß eine Nacht, sondern eine Woche lang schlafen würde? Würde ihn das ängstigen? Er horchte in sich hinein und kam zu dem Schluss, dass dies nicht der Fall war.

Wie sah es bei einem Jahr aus? Vorausgesetzt, sein Körper würde nicht altern, so machte ihm auch dieser unbewusst überstandene Zeitraum keine Angst. Zumindest, solange das Versprechen existierte, dass er tatsächlich wieder aufwachen würde.

Zehn Jahre?

Hundert?

Tausend?

Eine Million Jahre?

Die Antwort war immer die gleiche: Die Rückkehr zum Bewusstsein war der eigentlich relevante Aspekt. Die Zeit der geistigen Abwesenheit spielte dagegen kaum eine Rolle.

»Wirklich paradox«, murmelte Jean. Wichtig schien ihm bloß, dass er sein Bewusstsein wieder zurückerlangte. Auch wenn er

zwischenzeitlich Äonen ohne Gedanken, ohne Geist, ohne Bewusstsein dahinvegetierte. Eine merkwürdige Logik, aber trotzdem in sich schlüssig: Es ging immer darum, dass er sich am Ende wieder bewusst war. Was und wann auch immer dieses *Ende* war.

Er hob den Blick und sah an dem Schloss empor. Die Sonne hob die Unebenheiten und Winkel des angezählten Bauwerkes erbarmungslos hervor. Heiß brannte sie auch auf Jean nieder. Plötzlich fühlte er sich sehr präsent, sehr real, im Hier und Jetzt. Irgendwie verbunden mit der Welt um sich herum und doch gleichzeitig hervorgehoben und als Mittelpunkt des Weltalls. Erst heute Morgen hatte er eine ähnliche Wahrnehmung gehabt. Ein erhebendes Gefühl, war er doch zumindest für wenige Sekunden sorgenfrei.

Mit einem tiefen Einatmen stand er auf, schüttelte den Kopf, verdrängte die auf ihn einströmenden Gedanken.

»Warum bis morgen warten ...«, sagte er dann, machte auf dem Absatz kehrt und ging in Richtung des vierten Landes.

Das Tor zum vierten Land war offen, hindurchtreten konnte er aber trotzdem nicht: Wasser schloss sich unter dem Torbogen direkt an den zentralen Platz an; ein Steg war nicht vorhanden. Etwa zwei Meter hinter dem Tor befand sich eine Mauer, auf der in großen Buchstaben der Name der Attraktion geschrieben stand: *Die Schatzsuche*.

Außerdem war eine Kette quer über das Tor gespannt. Ein Schild baumelte daran und wies darauf hin, dass die Attraktion geschlossen sei. Jean fiel auf, dass das Tor eine starke Ähnlichkeit mit dem Eingang des ersten Landes aufwies: Massive Holzbalken bildeten sowohl die tragenden Seitenpfosten als auch den Querstreben.

Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn herumfahren. War Sergiy doch zurückgekommen? Enttäuscht musste er feststellen, dass es nur der Straßenfeger war. Der ältere Mann ging seiner Beschäftigung stoisch nach.

»Entschuldigen Sie«, sagte Jean, auf den Straßenfeger zugehend.
»Sprechen Sie Deutsch?«

Mit einem eher uninteressierten Blick sah der Angesprochene auf. Ein chaotischer, grauer Bart verdeckte den Großteil seines Gesichts und die blaue Mütze verbarg fast den gesamten Rest seines Kopfes. Nach kurzer Überlegung nickte er.

Positiv überrascht ging Jean auf ihn zu. »Super! Ich heiße Jean, freut mich.«

»Ich weiß«, antwortete der Mann. Er schien kurz zu zögern, stellte sich dann seinerseits vor: »Ich bin Paul.«

»Du bist als Reinigungskraft hier tätig, vermute ich?«, fragte Jean. »Ist das deine Vollzeitbeschäftigung?«

Paul nickte und sah demonstrativ an seinem blauen Arbeitsanzug herab. Er nahm sich anscheinend gerne ein wenig Zeit, bevor er antwortete. Nachdem er seine Antwort gedanklich formuliert hatte, sprach er diese jedoch unbekümmert und ohne zu zögern aus: »Momentan ja. Es ist aber nur ein Job auf Zeit.«

»Für wie lange?«

»Ich bin vor drei Tagen gekommen. Der Arbeitsvertrag geht über etwa zwei Wochen.«

Jean schöpfte Hoffnung. Hatte er endlich jemanden gefunden, der ein wenig Licht ins Dunkle bringen konnte?

»So lange soll auch ich in etwa hier sein«, sagte Jean. »Gibt es noch weitere Personen wie dich?«

»Reinigungskräfte?« Paul schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin der Einzige. Aufgrund der begrenzten Anzahl von Besuchern fällt aber auch nicht so viel Müll an.«

»Gibt es noch andere Besucher?«, hakte Jean nach. »Wie viele?«

Der Mann lächelte. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Frage beantworten sollte.«

Jean tat überrascht. »Wieso nicht?«

»Ich möchte dem Ablauf nicht vorgreifen.«

»Dem Ablauf?«

Paul zuckte die Schultern. »Es wird sich alles fügen.«

»Was fügt sich?«

Ein erneutes Schulterzucken.

Sie verfielen in Schweigen. Während Jean die Stille unangenehm war, schien sie Paul nicht zu stören.

Jean räusperte sich. »Und die ganzen Paradenteilnehmer: Sind die auch nur für zwei Wochen eingestellt worden?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe wenig mit den anderen Angestellten zu tun. Für mich gibt es nur einen einzigen wirklichen Ansprechpartner: meinen Chef. Die anderen Menschen sehe ich kaum. Es ist ein großes Gelände.«

»Hm«, überlegte Jean. »Zumindest wächst der zugängliche Teil täglich.«

»Mit jeder neuen Erfahrung erweitert sich auch der Horizont«, sagte Paul lapidar.

»Dafür muss man die Erfahrung aber machen können«, sagte Jean nach einem kurzen Moment der Überlegung. »Das ist leider oft nicht der Fall. Zum Beispiel hatten die Riesen vorhin mit mir sehr wenig Geduld.«

»Die Riesen?«, lachte Paul und stützte sich auf seinem Besen ab. Er schien sich auf ein längeres Gespräch einzustellen. »Auch wenn einiges hier wie Magie wirken mag: Von Riesen würde ich nicht sprechen.«

»Na ja, die überdurchschnittlich großen Menschen am Ende der Parade halt.«

»Schon verstanden«, sagte der Straßenfeger, wieder ernst werdend. »Aber du hast von Geduld gesprochen. Geduld von anderen mit dir. Was ermächtigt dich denn, diese Geduld von anderen einzufordern? Warum sollten sie ihre eigene, wertvolle Zeit investieren, um dir etwas beizubringen?«

»Mal abgesehen von sozialen Normen und dem Bestreben, eine offene, hilfreiche und tolerante Gesellschaft zu kreieren, würde ich in diesem Fall auf den Transaktionscharakter verweisen: Ich bin Gast in diesem Freizeitpark, und die Paradeteilnehmer sind hier, um mir eine Freude zu bereiten.«

»Hast du Eintritt bezahlt?«, fragte Paul mit einem Schmunzeln.

Jean schüttelte den Kopf.

»Sind dir die Parkangestellten dann eine Leistung schuldig?

Erneut ein Kopfschütteln.

»Quod erat demonstrandum.«

Jean kniff nachdenklich die Augen zusammen und betrachtete den Mann mit entfachter Neugier. Insgesamt sah Paul, der Straßenfeger, wie jemand aus, der halt den Job machte, der übrig blieb. In seinem Alter – er mochte um die sechzig sein – hatte er vermutlich längst die Freiheit eingebüßt, sich seine Beschäftigung aussuchen zu können. Dennoch ließ die Art der Arbeit kurz vor der Rente oft auf die Vergangenheit schließen. Umso erstaunlicher war es nun, dass sich innerhalb von nur wenigen Minuten der Unterhaltung ein ungeahnter intellektueller Tiefgang offenbarte.

Paul sah ihn forschend an: »Es hat dich geärgert, als ich deinen Platz an der Trommel einnehmen sollte.«

Es war eine Feststellung, und so wartete Jean auf die eigentliche Frage.

»Das ist verständlich. Niemand mag Ablehnung. Das ist umso schwieriger für Leute, die sonst immer im Mittelpunkt stehen, beziehungsweise standen. Für diese Personen ist die gewohnte zentrale Position ein Vorrecht und nicht etwas, das man sich immer wieder aufs Neue verdienen muss. Solche Personen können mit Abweisung nur sehr schlecht umgehen.«

Verwundert sah Jean Paul an. Wo kam denn diese psychologische Analyse auf einmal her? »Das mag alles grundsätzlich stimmen, aber damit beschreibt man ganz sicher nicht meinen bisherigen Lebensverlauf«, erklärte er leicht säuerlich. »Zwar bin ich Einzelkind, aber im Mittelpunkt stand ich eigentlich nie. Da du mich kaum kennst, ist eine solche Analyse somit wohl etwas verfrüht.«

»Verfrüht?« Paul lachte schallend auf, fing sich aber schnell wieder. »Wenn du meinst.« Forschend, aber ernst sah Paul ihm ins Gesicht.

Plötzlich kam Jean sich wieder wie ein kleines Kind vor, dessen Vater an der Miene des Nachwuchses abzulesen versuchte, ob der Bengel gegen irgendeine der Myriaden an Regeln verstoßen hatte.

»Trotzdem hat dich der Ausschluss getroffen«, stellte Paul schließlich fest.

»Das streite ich ja auch nicht ab«, erwiderte Jean, in dem Versuch, nicht allzu engstirnig zu wirken. »Wobei mich eigentlich gar nicht so sehr die kurze Geduldsspanne des Riesen gestört hat.«

»Nein, es war der fehlende Rückhalt deiner beiden Begleiter. Ihr fehlendes Interesse an dir.«

Jean sah erstaunt auf. Erneut hatte Paul ihn auf dem falschen Fuß erwischt. Der alte Mann schien deutlich mehr wahrzunehmen, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte.

»Richtig«, gab Jean zu. »Ich habe hier halt nur begrenzt viele Bezugspersonen.« Nach einer kurzen Pause fügte er – etwas trotzig – hinzu: »Mangel an Alternativen. Beggars can't be choosers und so ...«

»Hm«, meinte nun Paul nachdenklich. »Auch wenn der Vergleich etwas hinken mag, hat Molière einst gesagt: Menschen verachten Angehörige genau der Gruppen, in die sie vorher erfolglos versucht

haben, aufgenommen zu werden.« Er runzelte die Stirn. »Oder war es Balzac?«

Eine Stille entstand zwischen den beiden Männern, als Jean beim besten Willen nicht wusste, wie er auf diesen Einwand reagieren konnte. Denn Paul hatte seine Reaktion zu Tanes und Sergijs Verbrüderung auf den Punkt genau beschrieben.

Und auch dieses Mal beendete Paul das unangenehme Schweigen mit einem Lachen. »Nimm einen alten Mann nicht so ernst! Ich rede viel, wenn man mir die Chance gibt.«

»Schon in Ordnung«, erwiderte Jean. »Du hast leider recht. Und schon habe ich wieder etwas über mich selbst gelernt.«

»Und das Lernen wird hoffentlich dein Leben lang kein Ende finden«, sagte Paul ernst. »Vielleicht kommst du dann einst dahin, dass du dir die grundlegendste aller Fragen selbst beantworten kannst.«

»Und die wäre?«

»Wer bist du?«, antwortete Paul mit einem Schulterzucken. »Eine so simple Frage, und doch so schwierig zu beantworten. Eine Einheit oder ein Sammelsurium von bewusster Materie? Bist du eine Seele, eine Ansammlung von Zellen, eine Illusion? Wo ist dein Kern? Im Kopf, im ganzen Körper verteilt, oder sogar außerhalb?«

Doch Jean hörte längst nicht mehr zu. Bereits die erste kurze Frage hatte ihn wie ein Fausthieb in den Magen getroffen. Die drei Worte triggerten eine Kaskade an Gedanken und Gefühlen. Sie hallten in ihm nach, überbrückten in Sekundenbruchteilen einen Zeitraum, der weit in die Vergangenheit reichte. Einen flüchtigen Moment lang schien eine Art Vorhang gehoben zu werden und den Blick auf ein Leben – sein Leben? – freizugeben. Dann entglitten ihm die Bilder, bevor er sie richtig fassen konnte.

Jean hatte Probleme, in das Hier und Jetzt zurückzufinden. Zeitweise orientierungslos, schaffte es erst eine neu hinzukommende Stimme, ihn zurück in die Gegenwart zu holen.

»Alles in Ordnung?« Besorgt suchte Sergij seinen Blick.

Jean musste sich noch sammeln. Was war bloß los mit ihm? Was hatte ihn gerade so aus der Bahn geworfen?

»Alles in Ordnung?«, fragte Sergij erneut – und erst nach einigen Sekunden realisierte Jean, dass Sergij dieses Mal nicht ihn, sondern Paul angesprochen hatte.

»Bei mir alles bestens, danke der Nachfrage«, erwiderte der Straßenfeger, sah dabei jedoch Jean an. Sergiy wiederum, beobachtete weiter Paul, der dies aber nicht zu bemerken schien.

»Müssen Sie nicht ...«, begann Sergiy schließlich erneut, brach dann ab. Er schien verunsichert. »Ich meine: Sie haben doch bestimmt noch einiges vor? Heute?«

»Mein Zeitmanagement ist einwandfrei«, sagte der Straßenfeger, dabei weiter Jean anschauend. »Keine Sorge.«

Erstaunt musste Jean feststellen, dass Sergiy nicht weiter nachbohrte, sondern sich nun ihm zuwandte.

»Wolltest du nicht zurück zum Hotel? Vielleicht möchtest du dich ein wenig ausruhen? Ich habe mich gewundert, wo du bleibst und bin daher noch mal wiedergekommen. Wenn du möchtest, können wir zusammen mit dem Zug zurückfahren.«

Jean hob den Blick und sah auf der Rundmauer oberhalb des vierten Landes die Lokomotive stehen.

»Komm«, drängte Sergiy ihn. »Lass uns fahren.«

Paul richtete sich wieder auf, seufzte einmal tief und nahm den Besenstiel in beide Hände. »Dann wünsche ich euch noch einen schönen Tag. Für mich geht es zurück an die Arbeit. Eine der Konstanten im Leben: Es gibt immer etwas zu tun.« Er zuckte die Achseln. »Und immer gibt es Leute, die einem sagen, was man zu tun hat. Egal, wie mächtig man ist – einen Chef gibt es immer. C'est la vie!«

Nachdenklich sah Jean dem davongehenden Paul hinterher. Erst Sergiys Hand auf seiner Schulter befreite ihn aus der Starre. Zusammen gingen sie in Richtung des Zuges.

----- Ende der Leseprobe -----

Den Link zum Download des vollständigen Buches gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/phasenland/